MATTHAEI / ... IRGENDWO DRÜBEN IN KANADA

FC
3205.3
M43
1942

ISS

Ex Libris
Universitatis
Albertaensis

. . . IRGENDWO DRÜBEN IN KANADA

F
5606
M43

LOTHAR MATTHAEI

...IRGENDWO DRÜBEN IN KANADA

Ein abenteuerlicher Erlebnisbericht

WILLMY VERLAG

1942

1942

Alle Rechte vorbehalten!

Druck und Verlag F. Willmy, Nürnberg-A. Umschlagentwurf: M. H. Eber, Hamburg. Zeichnungen: W. Junck.
Gesamtgestaltung: Dr. Wil

LIBRARY OF THE UNIVERSITY
OF ALBERTA

ABENTEUER AUF DER LANDSTRASSE

Wir trotten böse und verdrossen die Straße entlang, die von Banff nach Calgary führt. Die Sonne brennt heiß. Der Magen ist leer und um uns herum nur steinige Öde. Das hatten wir nun davon. Waren wir nicht Idioten gewesen, den langen Weg nach Spencer Camp zu machen, um dort Arbeit zu kriegen? Wo sollte die auch herkommen? Andy, der Tramp in dem übelduftenden Lokal in Calgary, in dem wir eine Nacht verbrachten, hatte uns schön was aufgebunden. Wir hatten seinen Worten ja auch nicht so recht geglaubt. Aber obgleich wir schon sehr traurige Erfahrungen auf der Arbeitssuche gemacht hatten, hatte uns doch ein leises Hoffen erfüllt. Hier ist ja das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Da muß man doch schließlich auch mal Arbeit kriegen.

Mechanisch setze ich Fuß vor Fuß. Es ist zum Kotzen! Wieder nichts. Also weiter.

Gustav mag nicht mehr laufen. Wir legen uns an den Straßenrand, rauchen und starren gedankenlos in die Ferne. Stunden vergehen. Wir achten nicht darauf. Warum auch? Zeit haben wir genug. Auf uns wartet keiner. Der Nachmittag vergeht. Es wird kühl. Wir gehen weiter. Eins, zwei - eins, zwei.

Wir sind wieder in Calgary. In einer Chinesenspelunke essen wir schlecht - aber viel. Dann zur Heilsarmee schlafen. Mit uns drängen sich noch viele Gestalten um

156191

die Tür, die das ersehnte Nachtlager hinter sich birgt. Endlich dürfen wir hinein. Wir erhalten Bett Nr. 76 und 77. Im Schlafsaal bauen wir uns vor unseren Betten auf. Zunächst wird gebetet. Ein Heilsarmeeoffizier redet einen ganzen Strämel. Milde lassen wir den Redestrom über uns ergehen und denken an unser Bettchen. Schönes, feines Bettchen denken wir alle. Endlich ertönt es: „Halleluja". Wir dürfen schlafen.

Am Morgen dieselbe Prozedur. Alles aufstehen, anziehen, waschen, beten. Wir haben gut geschlafen und sind freundlich gestimmt. Wir lassen uns geduldig anpredigen und singen gelangweilt mit. Es dauert ziemlich lange. Endlich gibt es Frühstück: Haferflocken und Brot. Dann dürfen wir gehen. Mit dem Bewußtsein, Nachtlager und Essen ehrlich abgebetet zu haben, verschwinden wir.

Calgary gefällt uns eigentlich ganz gut. Es ist mal was anderes nach all den langweiligen Provinzstädtchen, die wir in den letzten Wochen genossen haben. Neugierig gehen wir Centrestreet entlang, bleiben hier und da vor den Schaufenstern stehen und schätzen tiefsinnig die Baukosten der vereinzelt aufstrebenden Hochhäuser.

Wir landen vor dem Arbeitsamt, kenntlich an den wirren Haufen von Männern, die sich in der Nähe aufhalten. Einzutreten lohnt sich nicht, denn Arbeit kann man dort nicht kriegen. Wir knüpfen mit einzelnen der Leute Gespräche an und hören vage Reden von fernen Plätzen, wo es Arbeit geben soll.

Komisch! Arbeit gibt es gerade immer dort, wo man gerade nicht ist. Einige Leute fangen an, Hetzreden zu halten. Wir sind nicht sonderlich interessiert. Durch Hetzen kriegt man auch keine Arbeit. Auf den faulen Zauber dieser Weltbeglücker fallen wir nicht rein und verdrücken uns. Ich meine zu Gustav, daß es am gescheitesten wäre, wieder weiterzuziehen. Am besten nach Südalberta. Dort sind wir noch nicht gewesen.

Unser Blick fällt auf ein Plakat. „Calgary Stampede" steht

daran. Das Ausstellungsgelände ist zwei Meilen südlich von Calgary. Also ganz auf unserem Weg. Das müssen wir uns auch noch ansehen.
Wir klettern über den Zaun bei den Stallgebäuden und sparen so das Eintrittsgeld. Dudelnde, wimmernde Drehorgelmusik, Stimmen von Anreißern, das Geräusch der Menge umfangen uns. Ein richtiger Jahrmarkt, nur in ein fremdes Land versetzt. Cowboys treten auf, wilde Gesellen, Verkörperungen der langsam verschwindenden Romantik des wilden Westens; Lassos werden geschwungen, wilde Pferde geritten und bezwungen. Grauer Staub wirbelt auf unter den schlagenden Hufen. Und um dieses herum eine sich drängende und schiebende Menge. Würfelbuden - hot dogs - Lachen und Schimpfen in vielen Sprachen. Gassenhauer ertönen.
„Let 'er buck cowboy".
Hinter uns verklingt der tosende Lärm der Stampede. Vor uns dehnt sich die Prairie. Die Sonne sinkt. Wir wandern in das dämmernde Land hinein.
Gustav hat mal gehört, daß im Süden der Provinz - in den künstlich bewässerten Gebieten - um diese Jahreszeit (es ist Mitte Juni) die Heuernte anfangen soll. Und in die Heuernte wollen wir nun. Unser Geld ist inzwischen ziemlich alle geworden. Es wird Zeit, daß wir wieder etwas verdienen. Bis zur Ernte ist noch lange hin, und inzwischen muß man sonst Kohldampf schieben.
Wir kommen am selben Tag noch ein großes Stück weiter und sind guter Laune. Ein Auto hält an auf der Landstraße. Wir dürfen mitfahren. Es ist eine spassige Sache. Das Auto ist voll besetzt. Wir wissen zuerst nicht recht, wie wir da mitfahren sollen. Endlich finden wir eine Möglichkeit. Unsere Rucksäcke werden am Kühler befestigt. Wir legen uns jeder auf ein Trittbrett, halten uns mit einer Hand an den Türen und reichen uns die andere über die Motorhaube. Dann geht die Fahrt los. Es ist lustig, so dicht über dem Erdboden liegend, dahinzurasen. Kilo-

meter auf Kilometer verschwindet. Es ist wohl etwas unbequem und staubig, aber froh sind wir doch, wie wir so durch die kleinen Provinznester dahinsausen und die Leute uns dummerstaunt nachsehen. Wir legen auf diese Art etwa 100 Kilometer zurück. Das Auto hält. Wir klettern runter und bedanken uns. Dann biegt es in einen Seitenweg ein, der zu einer Farm führt. In der Ferne stehen die Häuser von Okotosk. Wir nehmen unsere Rucksäcke auf und marschieren weiter drauf los.

Am nächsten Nachmittag liegen wir an einem Fluß, angeln und baden. An Fischen überlisten wir zwar nur einen ganz kleinen, aber das schadet weiter gar nichts. Denn wir haben sowieso keine Kochgelegenheit. Weder Bratpfanne noch Töpfe; was sollen wir also mit Fischen. Endlich legen wir uns faul ins Gras, essen unser Brot, schauen schweigend auf das Städtchen und sind zufrieden und glücklich.

Tage sind vergangen. Die graue Landstraße erstreckt sich durch leeres, unbesiedeltes Land. Weit hinter uns verhüllt die einbrechende Dämmerung die Ausläufer der Felsengebirge. Am Himmel steht schwarz und drohend ein Unwetter. Blitze zucken. Eine dumpfe Spannung liegt in der Luft. Links im Gelände tauchen schattenhaft Reiter auf, die mit ihren Pferden irgendeinem Ziel zustreben.

Eine verworrene Masse erscheint. Es ist eine große Viehherde. Einzelne Reiter umzirkeln sie. Lassos schwirren. Wir gehen und gehen. Hunde kläffen. Zelte werden sichtbar. Feuer erhellen den dunklen Abend. Wir erkennen ganz deutlich die Menschen. Es sind Indianer.

Ich bin dafür, von der Landstraße abzubiegen und zu versuchen, bei den Indianern ein Nachtlager zu erhalten. Gustav ist ängstlich und will nicht. Die Indianer feiern seiner Meinung nach irgendein Fest, sind betrunken, und überhaupt ist Weißen das Betreten der Reservation verboten. Ich bin verstimmt, aber gehe mit ihm weiter. Gar zu gerne hätte ich den Indianern einen Besuch abgestattet.

Wildwestträume werden in mir wach. Noch dreißig Kilometer bis zur Stadt! Nach einer Weile fühlen wir, daß uns jemand beobachtet. Parallel zu uns, kaum sichtbar, sind zwei Reiter. Gustav sagt: „Das sind sicherlich indianische Wächter, die uns beobachten." Wir verlassen die Straße und betreten die Reservation. Zwanzig Meter vor uns tauchen die Indianer auf. Wir machen schleunigst kehrt und gehen die gute, sichere Landstraße weiter. Gustav ist schwermütig gesonnen. Er macht geheimnisvolle Andeutungen von drohenden Gefahren:

„Du! Das Vieh, das wir sahen, kann wild werden, in unserer Richtung ausbrechen, uns überrennen. Und was dann?"

Ich lasse ihn ruhig quasseln, sage gar nichts und denke nur an den langen Weg. Vielleicht haben wir doch Glück und eine Fahrgelegenheit taucht auf und nimmt uns mit. Ein tiefes Schweigen entsteht zwischen uns. Nur der eintönige Klang unserer Schritte begleitet uns. Plötzlich bleibt Gustav stehen. Ich drehe mich um und sehe, daß er tief nachdenkt. Ich schaue ihn erwartungsvoll an und warte geduldig. Zehn, fünfzehn Minuten vergehen. Gustav sagt noch immer nichts. Er denkt intensiv. Endlich kann ich nicht mehr länger warten und störe ihn auf. „Ja, weißt Du, weiterzugehen ist eigentlich Quatsch. Ich gehe nicht weiter. Zurücklaufen ist aber auch Unsinn. Das tue ich auch auf keinen Fall."

„Gut", sage ich, „dann bleiben wir eben hier."

Gustav rührt sich nicht. Endlich sagt er fest und entschieden: „Hier bleibe ich auch nicht."

Ich sehe ihn erstaunt an. Seine Augen drücken eiserne Entschlossenheit aus. Ich lasse Gustav stehen und ungestört nachdenken und marschiere weiter. Im Gehen stelle ich die verschiedensten Betrachtungen über Gustavs ostpreußischen Schädel an.

In der Ferne ruft jemand. Ich bleibe stehen. Gustav kommt angelaufen und schimpft:

„Mich einfach so stehen zu lassen. Bist mir ja der Schönste. Nicht einmal mehr in Ruhe nachdenken kann man."
Er beruhigt sich langsam. Einträchtig laufen wir weiter. Es ist schon stockfinster.
Lichter tauchen hinter uns auf. Ein Auto kommt durch die einsame Nacht.
„Mensch, wenn der uns mitnimmt."
Gustav schüttelt bedächtig den Kopf, sagt, daß es viel zu dunkel sei und daß uns deshalb niemand mehr mitnehmen wird. „Wirst ja sehen. Der fährt glatt vorbei."
Das Auto ist heran und vorbei. Gustav lächelt glücklich. Er hat recht gehabt. Da! Die Bremsen knirschen. Das Auto bäumt sich auf und steht etwa 100 Meter vor uns. In Rekordzeit sind wir längsseits.
„Wohin wollt ihr, boys?"
„Nach Mac-Leod."
„Well, ihr könnt mitfahren, müßt mich aber auch etwas verdienen lassen und wenigstens eine Kleinigkeit für den Betriebsstoff zahlen."
Wir sehen uns an. Die Nacht ist kalt und dunkel. Es fängt an zu regnen. Zögernd holen wir unser letztes Geld heraus, zusammen noch 49 cent. Das ist alles. Mehr haben wir nicht. Das Geld wechselt den Besitzer. Uns wird etwas unbehaglich um die Magengegend. Good-bye Frühstück.
Wir klettern mit ziemlich gemischten Gefühlen in den Wagen. Der Motor heult auf. Hinter einer Bodenwelle verschwinden galoppierend unsere stummen indianischen Begleiter.
Wir fahren. Niemand spricht. Wir wagen nicht, an morgen zu denken. Das Geld ist alle. Die Polster sind so weich. Und unser Wohltäter da vorne? Ein dicker fremder Mann sitzt am Steuer. Und er hat unser letztes Geld. Wir sehen manchmal seine Nase. Diese große, krumme, freche Nase. Was grinst sie uns so höhnisch an. Unser letztes Geld in seiner Tasche. Geschäft - Geschäft.
Das Auto donnert die Straße entlang. Böse Gedanken kom-

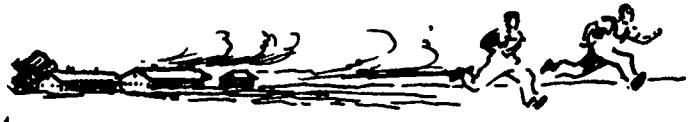
men. Die Hände verkrampfen sich. Das Auto rattert und schüttert. Dicker, fetter Mann - 49 cent - Hunger. Nein, diese freche Nase. Der Mann am Steuer rührt sich. Wir fahren zusammen, schauen uns an, sehen jeder in des andern Augen etwas Wildes, Fremdes - erschrecken und sinken in ein gleichgültiges Dämmern hinab.

Das Auto hält. Mac-Leod! Müde torkeln wir hinaus. Schlafen - nur schlafen. Wir schleichen durch die Straßen, tasten uns durch enge Hintergassen. Nirgends ein Wärme versprechender Platz. Keine Scheune. Nichts - nichts.

Vor uns steigt aus dem Dunkel eine Mauer. Hinter ihr erscheinen undeutlich Gebäude. Wir lauschen angestrengt hinüber. Kein Licht. Tiefes Schweigen. Es scheinen Scheunen oder Ställe zu sein. Wir gehen die Mauer entlang, finden eine versteckte Pforte, klettern hinüber und sind auf einmal mitten zwischen den Häusern. Auf Zehenspitzen umgehen wir eines von ihnen, finden eine verschlossene Tür und verschmutzte Fenster. Angespannt horchen wir ins Innere. Nichts rührt sich. Es scheint tatsächlich ein leerer Stall oder Schuppen zu sein. Wir nähern uns der Tür und versuchen zaghaft, sie zu öffnen. Minuten verstreichen. Unablässig rauscht der Regen herab. „Dort drinnen ist es hübsch trocken und vielleicht warm. Was hält uns denn zurück, uns zwei starke, frierende Männer? Nur eine jämmerliche, verschlossene Tür. Lächerlich!"

Eine große Wut erfüllt uns. Wir stürzen uns auf diese Tür - ingrimmig, verbissen. Ein dumpfes Krachen. Holz zerbricht und zerspellt. Wir sind im Trocknen. Streichhölzchen flammen auf. Vor uns ist eine große, leere Halle. Ein Haufen Stroh türmt sich in einer Ecke. Leere Säcke liegen verstreut auf dem Zementboden. Schnell ist mit Hilfe der Säcke im Stroh ein herrliches Lager bereitet. Wir werfen uns hinein, drängen ganz dicht zusammen. Wohlige Wärme durchströmt unsere klammen Glieder.

Verschlafen öffne ich die Augen. Mein Blick fällt auf den entsetzlich schnarchenden Gustav. Träge schaue ich durch den Raum. Meine Augen haften auf der zerbrochenen Tür. Verflucht, das kann unangenehm werden. Nun schnell erst mal feststellen, wo wir eigentlich sind. Ich stehe auf und gehe zum Fenster. Eins, zwei Baracken, ein leerer großer Platz. Mehrere große Gebäude. Ich wundere mich.
„Was ist das dort für ein Wappen?"
Ich stehe wie erstarrt. Was ist das? Royal Canadian Mounted Police. Mensch! Ich - wir. Die zerbrochene Tür! Berittene Polizei. Es ist ja nicht möglich. Und doch. Dort! Das ist ja ein Posten, der da gemächlich vor dem Portal auf und ab geht.
Ich stürze mich auf Gustav.
„Mensch raus! Wir haben bei der Polizei eingebrochen."
Gustav stiert mich verschlafen an. Ich brülle, rüttle ihn.
„Los, los. Menschenskind, die Polizei!"
Gustav springt auf. Wir ran ans Fenster. Ich zeige ihm den Posten. Bloß schnell weg, ehe uns hier jemand entdeckt. Wir ergreifen unsere Rucksäcke und stürzen hinaus. Rennen über den freien Platz, an dem Posten vorbei auf die Straße, hören den Posten rufen, laufen an erstaunten Menschen vorbei, klettern über Zäune, rasen über Felder, stolpern und laufen, bis wir endlich erschöpft liegen bleiben. Allmählich werden wir ruhiger. Scheu heben wir die Köpfe. Die Stadt liegt weit hinter uns. Kein Mensch ist zu sehen. Eine Weile liegen wir noch stumm da. Eigentlich ist es doch komisch. Wir sehen uns an und lachen, brüllen vor Lachen. Bei der Polizei eingebrochen, bei der gefürchteten kanadischen Polizei. Das soll uns erst mal einer nachmachen. Alle Angst ist plötzlich verschwunden. Froh und zufrieden gehen wir in den Tag hinein. Schönes, liebes Land. Bei der Polizei eingebrochen. Haha!



AM LAGERFEUER DER TRAMPS

an liegt so behaglich hier im Schatten der Bäume. Der kleine nette Park mit seinen bunten Blumen und Grasflächen, mitten im Herzen der Stadt Lethbridge, ist wirklich ganz famos.

Die Mittagssonne brennt heiß auf die staubigen Straßen. Nur vereinzelt sind Leute sichtbar. Es liegt eine träge Stimmung über allem. Die Luft ist voll von Gerüchen.

Wenn man nur etwas Geld hätte. Eine ganz kleine Kopfbewegung genügt, um die schwarze Tafel, die drüben vor dem Arbeitsamt hängt, überblicken zu können. Aber es ist schon seit Wochen auf ihr nichts mehr angeschrieben worden.

Diese dummen Fliegen. Es ist eine reine Pest mit ihnen. Welch eine Frechheit von dem Brummer, sich immer gerade auf mein linkes Ohr zu setzen!

Gustav schwitzt jetzt vielleicht auf der staubigen Landstraße. Es ist doch geradezu ein Unsinn, bei dieser Hitze nach der Farm dort zu laufen. Aber vielleicht hat er Glück und kriegt Arbeit. Schließlich war er ja da schon einmal beschäftigt gewesen.

Da, schon wieder dieser Brummer.

Könnte man nicht auch im kühlen Zimmer in einem dieser Häuser sein? Aber dazu gehört Geld. Und, um welches zu kriegen, soll man arbeiten. Aber da ist ja diese kleine schwarze Tafel. Ja! Die ist an allem schuld. Aber

nein! Die kann ja auch nichts dafür. Mir fällt der Mann ein, der unsere letzten 49 cent nahm.
Der Nachmittag vergeht. Jemand stößt mich an und weckt mich. Ich schaue verwundert auf. Vor mir steht ein Tramp in Overalls und schmutzigem Hemd und lächelt mich an.
„Du, sag mal, hast Du heute schon gegessen?"
Ich verneine.
„Na, dann kannst Du was von mir haben."
Freudestrahlend holt er ein ganzes Brot hervor.
„Mensch, ich habe Glück gehabt, das habe ich vorhin in einem Bäckerladen bekommen."
Er setzt sich zu mir hin. Dann essen wir das Brot auf bis zur letzten Krume. Ich bin ziemlich satt. Ein Gespräch entspinnt sich. Ich erzähle ihm, woher ich komme. Jack berichtet mir von den Aussichten hier in Lethbridge und von den anderen boys. Und dann gehen wir zusammen hinunter zum Fluß, um die Kollegen zu treffen.
Es ist gerade großes Reinemachen. Auch ich ziehe Hemd und Strümpfe aus, wasche sie und plansche vergnügt im Wasser herum. Mir fällt meine Angelleine ein. Schnell wird sie fertiggemacht. Ein paar der Tramps besorgen Köder, und wir fangen an zu angeln. Die Fische beißen gut an. Ein Abendessen ist bald zusammen. Hier und da flammen schon einzelne Feuer auf. Bald sind wir auch soweit.
In einigen Blechbüchsen kocht Wasser zum Tee. Zwei, drei Leute holen die in einer Lehmhülle in heißer Asche gedämpften Fische heraus. Wir machen es uns bequem, essen und trinken. Bald ist jeder satt und schaut zufrieden in die Flamme. Der Widerschein des Feuers wirft seltsame Lichter auf die sieben oder acht Gestalten, die es umsitzen. Man raucht und schweigt. Jemand reicht Zigarettenstummel herum. Ab und zu spuckt einer gedankenvoll ins Feuer. Einer fängt an zu sprechen. Halbvergessene Namen werden lebendig. Von allen Seiten

dringt das große schweigende Land auf uns ein. Die stumpfen Gesichter beleben sich. Die Mienen werden gespannt. Man fühlt wieder das Rollen und Rattern der Räder. Expreßzüge fauchen durch das Land. In Ge-

danken hängt, sitzt, verkriecht man sich wieder an diesen lebendig gewordenen Riesen. Eisen und Stahl - Fleisch und Blut jagen in donnerndem Tempo durch die Nacht. Herzen schlagen an stählernem Puls.

Die Flammen lodern höher und scheinen auf bleiche zusammengepreßte Lippen. Hände zucken. Ach, dieser herrliche Rausch. Dieses Angespanntsein. Dieses fiebernde, pulsende Leben. Aufblitzende Lichter - große glühende Augen - schreckliche, heranbrausende Eisenmasse. Und

dann unsere kühnen Sprünge hinein in diese wilde Bewegung. Auf vibrierenden Dächern hineinjagen in die lebendige Nacht, in die weiten, unendlichen Räume . . . Das ist Befreiung, Erlöstsein - großes Erleben.
Sterne leuchten über uns. Die Flammen werfen seltsame Schatten. Fiebernde Gehirne denken:
„Nur fort. Irgendwo rollen jetzt Züge."
Ein Schweigen entsteht. Und dann sagt am Nebenfeuer einer ganz laut und vernehmlich:
„Ja, und nach der Ernte kaufe ich mir eine schöne, weiße Hose."
Sagt es ganz laut, aber verträumt und zart. Schwer dringt das Wort Ernte in unser Bewußtsein.
„Ja, die Ernte!"
Wir wollen ja in die Ernte. Müssen Geld verdienen für den Winter. O, dieser grausige, das Blut gerinnen lassende Winter.
Bill, der Alte, in dessen Gesicht die Jahre - die Landstraßen - tiefe Furchen gegraben haben, sagt:
„Boys! Er ist unser Feind, der Winter. Jim und ich, wir waren oben am Athabaska Lake den ganzen Sommer. Wir haben gefischt, geschuftet wie die Ochsen. Vierzehn - sechzehn Stunden den Tag. Dachten genug zu verdienen und irgendwo in einer warmen Bude überwintern zu können. Aber die Fische waren niedrig im Preis und das Leben dort oben sehr teuer. Wir arbeiteten bis zum letzten Tage. Der Winter war da. Wir wurden ausbezahlt und hatten gerade so viel, um vielleicht eine Woche lang leben zu können. Deshalb nahmen wir in Waterways den Frachtzug runter nach Edmonton. Wir saßen in einem leeren Güterwagen. Es war bitter kalt. Unsere Kleider hatten wir ja vorsorglich mit Papier ausgestopft, aber das nützte auf die Dauer auch nicht sehr viel.
Stumm hockten wir in einer Ecke und fühlten die Kälte in uns aufsteigen, unser Blut langsam erstarren. An einem verschneiten Tank hielt der Zug, um Wasser zu nehmen.

Wir stürzten hinaus in die Nacht, suchten nach Holz und schleppten ganze Arme voll in unseren Wagen. Der Zug fuhr wieder. Mit vieler Mühe entzündeten wir ein Feuer. Ach, diese wohlige Wärme. Doch das Holz war bald alle. Ich nahm die Axt und hieb Stücke aus dem Wagen. Nur das Feuer nicht ausgehen lassen. Eintönig ratterte der Zug. Geräusche auf dem Dach . . . Die Tür wurde aufgerissen. Lichterschein fiel in unsere vom Rauch tränenden Augen. Bremser waren es. Diese Hunde . . . Wütend wehrten wir uns. Aber wir waren entkräftet - zu schwach. Ich wurde gezerrt, geschoben, flog in hohem Bogen plötzlich ins Leere. Weicher kalter Schnee nahm mich auf. Neben mir landete Jim. Weit vor uns verschwand der Zug. Mit geballten Fäusten drohten, brüllten wir hinterher.

Wir liefen und stolperten. Allein in der dunklen Nordlandnacht. Eisiger Wind peitschte unser Gesicht. Schneeflocken fielen. Gehen - nur gehen. Man konnte plötzlich gar nichts mehr sehen. Wo ist Jim? Er mußte doch ganz in der Nähe sein. Mein Rufen ging unter in dem Heulen des Sturmes. Ach was! Er wird schon kommen. Vorwärts - immer weiter. Nur nicht liegen bleiben. Endlose Stun-

den vergingen. Und immer noch kämpfte ich mich vorwärts durch den heulenden Sturm."
„Und, boys, glaubt mir," Bill sagt es ganz langsam und schwer, „da dachte ich, es wäre aus."
Zum Schluß war es nur noch ein mühsames Vorwärtsstolpern und Fallen. Ich konnte nicht mehr. Und da plötzlich ein Licht. Ein ganz bescheidenes und erbärmliches und doch von mir so ersehntes Licht. Mühsam kroch ich auf allen Vieren. Dort das Licht. Letztes Hoffen in den Augen. Letzte Kraftanstrengung. Es ging nicht mehr. Und dann war auf einmal das Licht weg und um mich alles so still und schwarz.
Ja, und wie das so kam. Der Trapper fand mich dicht bei seiner Hütte. Und - ich lebe ja heute noch. Die paar Zehen..." Bill zuckt die Achseln und schweigt. Nach einer Weile setzte er leise hinzu:
„Jim, der braucht seitdem nie mehr zu frieren. Ihn hüllte der Schnee mit weicher, warmer Decke ein."
Das Feuer ist niedergebrannt. Alle schweigen. Das Wasser gluckst leise. Ueber uns steht schweigend die Stadt. Bill holt Zeitungen aus der Tasche, legt sich hin und deckt sich mit dem Papier zu.
Jemand schnarcht. Einer lächelt im Schlaf. Vielleicht der Junge, der sich die weiße Hose ersehnt. Mag sein, er kauft sie jetzt im Traum und ist glücklich.
Die Wasser des „Old Man River" rauschen plätschernd vorüber. Am Himmel stehen leuchtende Sterne. Irgendwo in der Ferne, jenseits der Wasser liegt Deutschland. Dort leuchten sie auch.
Einige Tage sind vergangen. Gustav ist wieder da. Er hat sich ein paar Tage in der Gegend herumgetrieben, nirgends Arbeit bekommen und hat nun ziemlich die Nase voll. Auch ich habe trotz eifriger Bemühungen keine Arbeitsmöglichkeiten entdecken können und bin bereit, mit ihm weiterzuziehen.
Wir wandern von Lethbridge an der Reservation der Blut-

indianer vorbei nach Südwesten. Die eintönigen Weizenfarmen verschwinden und machen bewässerten Gebieten, Gemischtfarmen, Platz. Wir ziehen an Mennonitensiedlungen vorbei, die, europäischen Dörfern gleich, inmitten fruchtbarer Felder liegen. Leute arbeiten in den Zuckerrüben. Wir treffen in den Siedlungen weniger Arbeitslose an. Es riecht hier nach Wohlstand und Geld. Unsere Hoffnung, bald den leeren Geldbeutel auffüllen zu können, wird stärker. Nach zwei Tagen erreichen wir Cardston, den Mittelpunkt der kanadischen Mormonensiedlungen. Die Stadt macht einen tadellosen Eindruck. Reges Leben herrscht auf der Hauptstraße. Arbeitslose sind nicht zu sehen. Wir haben uns noch gar nicht richtig umgeschaut, da werden wir schon angesprochen. Ein Farmer aus der Umgebung fragt, ob wir nicht ein paar Tage heuen wollen. Trotz der drückenden Hitze geben wir ihm unsere begeisterte Zustimmung und fahren mit ihm los.

Unser Brotherr ist ein gemütlicher, wenn auch etwas fauler son of a gun. An windigen Tagen, oder solchen mit nur einem Hauch von Wind, sagt er:

„Boys, heute hat das Arbeiten gar keinen Zweck. Das Heu fliegt uns doch nur weg. Los, nehmt das Angelzeug. Wir gehen fischen."

Dann liegen wir den ganzen Tag am Fluß umher, baden und fangen „Rocky Mountain White Fish". Das gefällt uns ganz ausgezeichnet. So verbringen wir insgesamt elf Tage auf der Farm und arbeiten davon nur fünf. An diesen aber sehr schwer und fleißig. Dann ist das letzte Heu eingebracht. Wir bekommen unser Geld ausgezahlt und ziehen vergnügt nach Cardston.

Die nächsten Tage leben wir dort wie die Fürsten, wohnen behaglich - mit der Erlaubnis des Besitzers - in einem Stall, sitzen tagsüber im poolroom (Billardhalle), essen seufzend vor Behagen raffinierte Speiseeiszusammenstellungen und erwägen ernstlich, ob wir Mormonen werden sollen.

In Cardston steht einer der sieben Tempel der „Heiligen der letzten Tage". Es ist ein wunderbarer Bau aus behauenen Granitblöcken, von entzückenden Anlagen umgeben, von Blumen überwuchert, mit allen möglichen Schikanen versehen und hat - ich weiß nicht mehr wieviele Millionen Dollar gekostet.
Natürlich sehen wir uns dieses Bauwerk an. Irgendjemand sieht uns dabei, spricht uns an und führt uns überall herum. Nur ins Tempelinnere dürfen wir nicht. Aber das dürfen auch die meisten der Mormonen nicht. Für sie sind Kirchen da. Den Tempel dürfen nur die Allerheiligsten der „Heiligen der letzten Tage" betreten, um für die Seelen der Abgeschiedenen, für die das Bauwerk bestimmt ist, zu beten. Nachdem alles genügend erklärt und bewundert ist, erhalten wir noch eine handvoll Zigarren geschenkt und einige Propagandaschriften der Mormonenmission in die Hand gedrückt. Zum Besuch der Kirche werden wir auch aufgefordert. Dann dürfen wir gehen.
Ja! Und nun essen wir kühle icecreams, rauchen die Zigarren und wägen sachlich die Vorteile, die wir als Heilige der letzten Tage haben werden, ab. Man hat uns dauernde, gute Arbeit in der Stadt versprochen. Das ist ja schließlich nicht ausschlaggebend, denn woanders sollte es doch auch noch Arbeit geben. Aber die Stadt gefällt uns. Und dann die netten, anheimelnden Anlagen mit den einladenden Bänken. Auch gibt es hier ganz entzückende Mädchen. Ich habe gestern ein paar ganz süße gesehen. Ich lecke mir seufzend die Lippen. Gustav lächelt versonnen. Ja, die Mädchen! Wir sind beinahe fest entschlossen, Mormonen zu werden. Nur noch eins bedrückt uns. Gerade im richtigen Augenblick taucht auf der Straße unser Apostel auf. Ich rufe ihn heran und fast gleichzeitig platzen wir los:
„Habt Ihr Mormonen eigentlich noch die Vielweiberei?"
Wehmütig schüttelt der Prophet das Haupt:

„Leider nicht mehr. Die Regierung läßt es nicht zu."
Dann fängt er wieder an zu predigen. Aber wir weisen ihn eiskalt ab. Es ist entschieden. Keine Weiber, die haben wir jetzt auch. Also weshalb sollen wir Mormonen werden.
Wieder einmal hocken wir im Poolroom und spielen ein paar Partien Billard. Da kommt plötzlich Paul, ein alter Bekannter von Gustav, herein. Wir sind sehr erstaunt. Er hat auch in der Umgebung im Heu gearbeitet und war gerade eben erst in die Stadt gekommen. Natürlich gehen wir nun alle in den beerparlour. Mehrere Biere werden getrunken und Erfahrungen ausgetauscht. Paul will morgen nach Woolford ziehen, einem ganz kleinen Nest an der amerikanischen Grenze. Ihm ist erzählt worden, daß dort irgendein Straßenbau im Gange sei. Er möchte uns gern mithaben. Gustav ist sofort einverstanden und will mitgehen. Ich mag jedoch nicht. Lange genug habe ich mich nun in der Prairie herumgetrieben und möchte gerne mal was anderes sehen. Der chiefmountain (Häuptlingsberg), der am Horizont aus der Ebene aufragt, hat es mir angetan. Dort fangen die Rocky Mountains an. Dort liegt Britisch Columbien. Ich habe Sehnsucht nach seinen Bergen. Nein, laß die beiden nach Woolford gehen, ich selbst hau ab nach B. C.
Am anderen Morgen marschieren die beiden ab. Nachdenklich schaue ich ihnen nach. Gustav war im Grunde genommen doch ein sehr guter Kerl. Wer weiß, ob ich ihn je wieder sehen werde.
Aus einem Lokal schlägt mir Essenduft entgegen. Ich bekomme Hunger und beschließe, erst einmal zu frühstücken. So sehr eilig habe ich es ja nun auch nicht, nach B. C. zu kommen. Die Berge laufen mir ganz bestimmt nicht weg. Ein im Café sitzender Farmer, mit dem ich ins Gespräch komme, überredet mich, mit ihm zu gehen. Er hat Heuarbeit für drei bis vier Tage und will vier Dollar täglich zahlen. Unter diesen Umständen, und da seine Farm bei Mountain-View liegt, das ich sowieso auf

meinem Weg in die Berge passieren muß, willige ich ein. Als Nachtlager wird mir die Scheune zugewiesen.

Am anderen Morgen gegen vier Uhr werde ich von dem Farmer, der übrigens Mormone ist, geweckt. Ich soll zur Weide hinausreiten, die Pferde, die für die Tagesarbeit gebraucht werden, absondern und sie mit dem Milchvieh zusammen zur Farm treiben. Etwas widerwillig tue ich es. Reite auf ungesatteltem Pferd mit leerem Magen und verschlafenen Augen in der Gegend herum, kriege einen Haufen Viehzeug zusammen und treibe es auf den Hof. Nun, denke ich, gibt es erst mal Frühstück. Leider habe ich mich erheblich geirrt. Erst soll ich neun Kühe melken und die Schweinchen füttern. In „Anbetracht dessen", daß ich gar nicht auf Melken eingestellt bin, und „unter Berücksichtigung des Umstandes", daß ich von der Kunst, den Kühen die Milch zu entlocken, absolut keine Ahnung habe, lehne ich höflich, aber entschlossen ab. Ich sage dem Farmer:

„Mach' Dir nur ruhig Deinen Dreck alleine. Ich habe mich nur zum Heuen verdungen, d. h. zehn Stunden ordentlicher Arbeit auf dem Felde und das Versorgen meines Gespanns."

Hierauf ziehe ich mich in meine Privatgemächer zurück und schlafe noch ein bißchen. Bald ruft man zum Frühstück, das ganz ordentlich ist. Die ganze Familie ist versammelt. Eine Menge Frauen dabei. All dieser Weiblichkeit gegenüber fühle ich mich etwas verlegen und trage eine ausgesprochene Höflichkeit zur Schau. Der Farmer sitzt da wie ein Pascha. Alles ißt. Es riecht ein bißchen nach Stall.

Nach dem Essen schirre ich die Pferde an, und wir fahren aufs Feld. Der Farmer legt sich in den Schatten der Feldscheune und verdaut. Ich hingegen ziehe mit meinem Wagen los und gebrauche kunstgerecht die Heuforke. Nach jeder Ladung empfängt mich der Farmer mit zarten Koseworten:

„Was! Siebzehn Minuten für diese Ladung! Ich hätte das in zehn Minuten gemacht. Aber die Leute taugen heute alle nichts mehr."

So in dieser Tonart geht es den ganzen Tag. Ich komme mit der letzten Fuhre heran. Es ist kurz nach sechs Uhr. Feierabend! Der Farmer ist mit einmal die Freundlichkeit selbst:

„Tu mir doch den Gefallen und hole noch das bißchen Heu aus der Wiesenecke da ein. Dann können wir morgen gleich auf der anderen Wiese anfangen."

Na schön, denke ich und fahre nochmals hinaus. Bald bin ich wieder da. Der Farmer tobt wie ein Besessener:

„Du fauler Hund! Beinahe eine halbe Stunde hast Du gebraucht. Nun kommen wir zu spät zum Essen."

Am nächsten Morgen dasselbe Theater. Erst wieder das Vieh reinholen. Dann vergebliche Versuche, mich zum Melken zu bewegen. Auf dem Felde Geschimpf und Geschrei. Der Farmer sitzt mit der Uhr in der Hand da, zählt die Sekunden und sagt mir „Schmeicheleien". Beim Mittagessen geht das Gezeter weiter. Mir wird es nun doch zu bunt. Ich stehe auf, gehe auf den Hof und lege mich in den Schatten. Nach einer ganzen Weile kommt mein Brotgeber auf den Hof und ruft:

„He! Es ist schon drei Uhr. Wir müssen aufs Feld."

Ich bin nicht weiter interessiert an seinen Feldern und verlange ganz kurz mein Geld. Nach einigem Hin und Her bin ich im Besitz von sechs Dollar. Der Rucksack wird geschultert. Ich marschiere ab. In stummer Ergriffenheit sieht man mich ziehen. Eins der auf dem Hof stehenden Mädchen winkt mir nach. Ich gehe in die Nachmittagssonne hinein. British Columbien wartet sicher schon auf mich. Geld klimpert in der Tasche. Laß den verrückten Farmer nur selber arbeiten. Ich habe es nicht nötig. Die winkende Frau fällt mir ein. Diese vielen Frauen im Hause. Vielleicht hätte ich doch Mormone werden sollen.

IN BRITISH COLUMBIA

Well, mein Weg führt jetzt in die Bergwelt B. C. hinein. Nach einem Abstecher nach „Waterton-Lake" Nationalpark, wohin ich versehentlich durch einen mir eine Freundlichkeit erweisenden Autofahrer gelangt war, hatte ich mich auf Nebenwegen zu der Straße, die über „Crowsnest-Paß" nach Nelson führt, durchgeschlagen.
Obgleich ich das Lied singe:

„In the big rock candy mountains
you never change your socks.
And little streams of alcohol
come trinkling down the rocks."

gefällt mir das Land, je weiter ich in die Berge hineinkomme, immer weniger. So stundenlang durch die Einsamkeit zu marschieren, ringsum nur windschiefe Berge, überall nur Unterholz, aus dem hier und da verbrannte Baumstümpfe hervorsehen, ist gar nicht nett. Von der Schönheit des Landes ist nicht viel zu merken. Mag sein, daß wenn man Bahn und Landstraße verläßt und die Ansiedlungen der Menschen meidet, einem der Zauber und die Schönheit des Landes zum Bewußtsein kommen. Hier aber sieht das Land ziemlich bedrückt und vergewaltigt aus. Die wenigen Städtchen, durch die hier und da die Landstraße führt, sind verwahrlost und schmutzig. Die vor den Häusern herumstehenden feiernden Bergleute und die

stillgelegten Kohlengruben lassen wenig freudige Gefühle zu.
Ab und zu ziehen Scharen von Männern an mir vorbei, die nach Osten gehen. In drei Wochen wird die Ernte angefangen . . .
Die Bergwerkstadt „Michel" ist passiert. Die Straße windet sich weiter in die Berge hinein. Es ist eine einsame Straße in einem einsamen Land. Niemand begegnet mir. Kein Auto fährt mehr an mir vorbei. Die Beine wollen nicht mehr so recht. Die Gedanken wandern und gehen merkwürdige Wege. Das Land vor mir ist so leer. In der Prairie aber gibt es Menschen. Seltsam, auf einmal muß ich an Deutschland denken. Auch dort gibt es Menschen - ach, so viele Menschen. Und alle sind meine Brüder, wenn sie es auch manchmal nicht wissen. Und weil sie es nicht wissen oder nicht wissen wollten, bin ich hier und muß Sehnsucht nach ihnen und Deutschland haben. Mit mir ziehen in diesem Augenblick viele, viele Tausende meiner Brüder fremde Straßen entlang. Und alle, alle haben Sehnsucht nach den fernen Brüdern und gehen die fremden Straßen entlang und denken an das Land über dem Meer und tragen tief im Herzen seine Not und warten . . .
Die Beine wollen nicht mehr. Zu was laufe ich überhaupt in die Berge hinein? Zur Ernte will ich sowieso wieder in die Prairie zurück! Und so nur die Landstraße entlangzulaufen, um nachher denselben Weg zurückzugehen, ist eigentlich Unsinn. Ich bleibe überlegend stehen.
„Ja! Wenn ein Auto daherkäme."
Es könnte ruhig ein alter Ford sein. Den Hintern von weichen Lederpolstern umschmeichelt, die müden Beine bequem ausgestreckt, solcherart in die Berge hineinzufahren, ist angenehm. So aber ist es sehr anstrengend. Ein Tramp, eine elegante Erscheinung, grauer Hut, etwas zu kleine Jacke, blau und weiß karierte Krawatte, overalls und braune Halbschuhe, überholt mich und spricht mich an: „Hallo, old boy, willst Du auch nach Cranbrook?"

Ich weiß nicht recht, was ich antworten soll. Es ist mir tatsächlich nicht ganz klar, ob ich weitergehen oder umkehren soll. Deshalb hole ich erst mal Tabak aus der Tasche, drehe eine Zigarette und gebe dem Tramp einen smoke ab. Dann rauchen wir und tauschen Neuigkeiten aus.

Joe ist auch bereits mehrere Wochen unterwegs. Zuletzt hatte er in der Gegend von Camloops als Küchenhelfer in einem Holzfällerlager gearbeitet. Von dort ging er nach Edmonton, um das verdiente Geld an den Mann zu bringen. Nachdem ihm dieses über Erwarten schnell gelungen war, hatte er sich auf Arbeitssuche begeben, um dann schließlich mit mir zusammenzutreffen. In die Ernte wollte er nicht. Die Arbeit war ihm zu schwer. Vielmehr dachte er gerade jetzt, wo sich der Strom der Erntegänger in die Prairie ergoß, in den von den Leuten sich entblößenden Gebirgssiedlungen leicht zu einer angenehmen Arbeit zu gelangen.

Das leuchtet mir eigentlich auch ein. Unsere Zigaretten sind mittlerweile aufgeraucht. Ich gehe mit ihm nach Cranbrook.

Wir sind noch gar nicht lange unterwegs, da lächelt uns ganz unverhofft das Glück in Gestalt eines auf der Straße einsam und verlassen stehenden Autos. Die zersplitterte Windscheibe, verbeulte Karosserie, ernsthafte Beschädigungen am Motor lassen auf einen Unfall schließen. Wir untersuchen gewissenhaft den Wagen und versuchen, den Unfall zu rekonstruieren. Schon im Begriff, wieder weiterzugehen, habe ich plötzlich eine Idee. Der Wagen wird doch sicher abgeschleppt werden. Verflucht noch mal!

„He, Joe! Was denkst Du, wenn wir einfach hier bleiben und warten, bis jemand kommt? Wir machen uns dann etwas nützlich und können vielleicht mitfahren."

Joe ist einverstanden. Mit Hochgenuß setzen wir uns in den Wagen auf die bequemen Polster. Ein Eichhörnchen, dem unser Tun anscheinend nicht behagt, flitzt aufgeregt

am Straßenrand umher, klettert auf einen Baum und schimpft uns fürchterlich aus. Wir lassen uns jedoch nicht stören. Friedfertig denke ich, daß dem einen sin Uhl doch tatsächlich des anderen Nachtigall ist. Der Abschleppermann wird kommen und Geld verdienen. Wir werden schön behaglich und bequem nach Cranbrook gelangen. Es ist doch alles sehr weise eingerichtet. Zufrieden lächeln wir vor uns hin. Sogar das Eichhörnchen hat aufgehört zu schimpfen.

Ein Auto nähert sich uns in schneller Fahrt. Es ist der Abschlepper. Wir zeigen uns teilnahmsvoll und dienstbeflissen und dürfen mitfahren.

In Cranbrook trennen sich unsere Wege. Der Abschleppermann geht seinen Geschäften nach und denkt, wieviel er dem Autobesitzer auf die Rechnung schreiben darf. Joe ist voll Tatendrang und will gleich weiter. So bleibe ich schießlich allein übrig. Langsam bummle ich durch die Stadt. Zu sehen ist ja nicht sehr viel. Aber darauf kommt es mir auch gar nicht an. Mich bewegt nur die Frage, wo ich mein müdes Haupt zur Ruhe legen kann.

In der Hauptstraße, gegenüber dem Royal Hotel, steht in einem hübschen Garten ein nettes Häuschen. Ein Pappschild an der Tür besagt, daß es zu vermieten oder zu verkaufen ist. Das Haus scheint meinen Bedürfnissen zu entsprechen. Ich warte die Dämmerung ab, verstecke zwischen einigen Büschen meinen Rucksack (damals reiste ich noch mit Gepäck) und erkunde vorsichtig das Terrain. Der Zaun bietet keine Schwierigkeiten. Im Nu bin ich drüber. Die Türen sind alle verschlossen. An der Rückseite findet sich aber - ich habe doch immer Glück - ein offenes Fenster. Ich steige ein. Die Zimmer sind leer. Papier liegt verstreut auf dem Fußboden. In einer Kammer neben der Küche steht noch ein Bettgestell. Ein paar Stühle sind auch da. Also gerade das, was ich brauche. In der Küche entdecke ich einige Blechbüchsen, etwas angestoßenes Geschirr und einen verbeulten Kochtopf.

Etwas Ordnung ist schnell geschaffen. Durchströmt von behaglichen Gefühlen, lege ich mich, nachdem ich noch ein bißchen herumgestöbert habe, mit mir und der Welt zufrieden, ins Bett.
Mit Rücksicht auf mein behagliches Heim lungere ich in Cranbrook eine ganze Woche herum. Joe's Idee, gerade jetzt hier leichte Arbeit zu bekommen, ist nicht viel wert. Trotz der vielen Erntegänger laufen noch genug Arbeitslose herum. Einmal habe ich das Angebot, auf eine Gemischtfarm mit 50 Dollar Monatslohn zu gehen. Da der Farmer mich aber über den Winter nicht behalten will und wegen der in der Ernte zu erwartenden hohen Löhne lehne ich ab. Eines abends, so gegen zehn Uhr, werde ich auf der Straße von zwei Polizisten angehalten. Sie wollen durchaus wissen, was ich hier in der Stadt tue. Ihre Neugier ist sehr lästig und sagt mir durchaus nicht zu. Aber es hilft alles nichts. Ich muß eine Antwort geben. Ich sage deshalb:
„Wenn Ihr es durchaus wissen müßt, ich tue hier gar nichts."
„Hast Du denn keine Arbeit?"
„Nein, antworte ich, und Geld habe ich auch nicht."
„Na, sagt da der eine Polizist, denn komm' man gleich mit."
Mir ahnt gar nichts Gutes. Aber, was soll ich machen. Zwei gegen einen! Da heißt es wohl mitgehen. Mein Nachtquartier fällt mir ein. Vielleicht hat die Polizei davon gehört. Ich hänge trüben Gedanken nach. Die Polizisten sagen weiter nichts mehr.
Endlich, nach geraumer Zeit, halten wir vor einer Baracke an. Eine Tür wird aufgetan. Vorwurfsvoll und traurig blicke ich die beiden Schergen an. Aber es nützt gar nichts. Ich muß hinein. Die Tür klappt zu. Ein Schlüssel dreht sich knarrend im Schloß. Für die Nacht bin ich versorgt. Die Augen gewöhnen sich ziemlich schnell an das Halbdunkel. Es ist ein verhältnismäßig großer Raum. Fünfzig bis sechzig Leute sind schon drin. Man ist also wenigstens

nicht allein. Bald bin ich mit meinen Schicksalsgefährten in eine Unterhaltung vertieft. Keiner von ihnen weiß, warum man uns in Nummer Sicher gebracht hat. Für Leute mit Phantasie ergibt sich da ein reges Betätigungsfeld. Allerhand Vermutungen und Theorien werden wach und lebhaft umstritten. Eine äußerst angeregte Debatte entspinnt sich, an der sich fast alle Insassen beteiligen. Nur wenige ganz erfahrene und abgeklärte Leute sagen gar nichts. Ihnen ist eine solche Situation anscheinend nichts Neues mehr. Sie sind „experienced men" und schauen unserem aufgeregten Treiben nur gelangweilt zu. Warum sollen sie sich auch aufregen. Nützen tut es bestimmt nichts. Und vielleicht sind sie sogar zufrieden und freuen sich, daß sie zur Abwechslung mal eine warme Bleibe haben.

Einer von ihnen, der schlafen will, unterbricht unsere Unterhaltung und sagt:

„Jungens, seid froh, daß Ihr einen Platz zum Schlafen habt. Was man von uns will, werden wir schon noch erfahren. Haut Euch aufs Ohr und freut Euch auf das Frühstück, das wir bestimmt morgen früh, so wahr ich Sandy heiße, bekommen. Uns kann überhaupt gar nicht Besseres passieren. Ich persönlich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn man uns ein paar Tage hier behält und verpflegt."

Es wird merklich stiller in der Baracke. Vielleicht haben Sandys Worte gewirkt. Vielleicht auch, und das ist wahrscheinlich, haben die Jungens eingesehen, daß sich durch Reden doch nichts erreichen läßt. Besser man schläft und wartet ab. Auch ich ziehe mir meinen windbreaker aus, rolle ihn zusammen, lege den Kopf darauf und bin bald eingeschlafen.

Gegen vier Uhr morgens werden wir aus dem Schlafe geholt und müssen draußen antreten. Drei, vier Lastautos stehen vor der Tür. Ein Zivilist wendet sich an uns und sagt:

„Boys, in der Umgebung wütet ein großer Waldbrand. Es fehlen Leute zu seiner Bekämpfung und deshalb hat man Euch hierher bemüht. Ihr erhaltet jezt das notwendige Arbeitsgerät und Verpflegung. Anschließend werdet Ihr in das vom Brand betroffene Gebiet gebracht. Wir zahlen außer Verpflegung einen Stundenlohn von 25 cent und hoffen, daß Ihr zufrieden seid. Und nun ran an die Arbeit." Diese Ansprache läßt sich immerhin hören. Die meisten von uns atmen erleichtert auf. Ohne Sünden gegen die Obrigkeit ist keiner von uns. Mir persönlich fällt ein großer Stein vom Herzen. Die Sache mit meinem netten Nachtquartier in dem von mir entdeckten Häuschen hätte zu unliebsamen Komplikationen führen können. Aber so ist ja nun alles gut. Die Polizei ist gar nicht so schlecht. Brot und Schanzzeug werden von den beiden Polizisten ausgegeben, die mich gestern mitnahmen. Jetzt sehen sie gar nicht mehr böse aus. Es scheinen im Gegenteil sogar sehr nette Kerls zu sein. Wie man sich doch in den Menschen täuschen kann.

Die Lastwagen fahren mit uns los. Einige Kilometer von Cranbrook entfernt werden wir ausgeladen. Wir sind da. Über dem Wald hängen schwere schwarze Wolken. Hin und wieder sieht man Flammen aufzucken. Die Mehrzahl der Leute marschiert sofort ab. Ich selbst und noch einige andere Männer erhalten Order den Berg zu umgehen, um den sich das Tal in einem großen Bogen erstreckt. Auf der anderen Bergseite sollen wir uns in Abständen von etwa einer Meile als Brandposten aufstellen, da die Gefahr besteht, daß bei einem Windwechsel der Brand dorthin übergreifen und die in jenem Teile des Tales vorhandenen Sägewerke vernichten könnte. Wir arbeiten uns die mit dichtem Rauch verhüllten Bergabhänge entlang, gewinnen bald die andere Bergseite und beziehen unsere Posten.

Auf meinem Platz richte ich mich ganz gemütlich ein, baue einen kleinen Unterschlupf, esse erst einmal tüchtig und liege dann bequem und faul auf meinen Decken

herum. Zu tun ist nichts. Solange sich der Brand nur auf die sowieso unzugänglichen Bergabhänge beschränkt, brauche ich mich nicht anzustrengen. Meinetwegen kann das so eine Woche lang angehen. Ich bin damit sehr einverstanden. Träumerisch schaue ich in die Gegend. Nur ein bißchen Gesellschaft sollte man haben.

Zwei ganze Tage lang verdiene ich Geld. Dann wird zum Abmarsch geblasen. Es ist gelungen, auf der anderen Seite das Feuer zu dämpfen. Nur noch vereinzelt steigen Rauchwolken auf. Harmlos brennt das Feuer in den Schroffen und Hängen des Berges aus. Bald sind wir wieder in Cranbrook und werden ausgezahlt.

Es gefällt mir, nun da ich wieder einige Dollar habe, in der Stadt ganz und gar nicht mehr. Deshalb, und weil ich immerhin schon zu nahe mit der Polizei bei diesem Abenteuer in Berührung gekommen bin, scheint mir ein längeres Verweilen in Cranbrook nicht ratsam zu sein. Wie leicht kann man mein Nachtquartier entdecken. Es ist schon besser, zu gehen, auch wenn der Abschied von dem Bettchen in dem kleinen Haus mir sehr schwer fällt. Es schlief sich zu gut darin.

Bald bin ich wieder unterwegs. Die alte, liebe Landstraße verschwindet unter meinen Schritten. Ich bin auf dem Weg nach Nelson und habe wieder einmal einen ganz unverschämten Dusel. Von dem ersten Auto, das mich überholt, werde ich mitgenommen. Der Fahrer ist ein sehr netter Mensch. Er ist in Nelson ansässig und übt den Beruf eines Kapellmeisters aus. Im Laufe unserer Unterhaltung bietet er mir einen Posten als Geigenspieler in seiner Kapelle an. Jedoch lehne ich, da ich nicht sehr musikalisch bin und mir deshalb nicht zutraue, das Geigenspiel schnell zu erlernen, ab. Soviel Mut besitze ich doch noch nicht, mich als perfekten Geigenspieler auszugeben, wenn auch dabei auf alle Fälle ein paar gute Mahlzeiten und ein Nachtlager herausgekommen wären.

Immerhin muß ich aber zu meiner Ehre sagen, daß ich im

allgemeinen noch vor keiner Arbeit und keinem Beruf zurückgeschreckt bin und unerschrocken alle möglichen Sachen angepackt habe. Ich habe dabei fast immer gut und erfolgreich abgeschnitten und bisher eigentlich nur in drei Berufen versagt.

Einmal in Edmonton als Schneider. Wie das so war, war damals die Arbeit sehr rar. Ich hatte schon geraume Zeit nichts mehr gegessen und war zu allem fähig.

Ich laufe mit knurrendem Magen durch die Straßen. Meine Gedanken sind nicht ausgesprochen rosig zu nennen. Da sehe ich in einem Schaufenster ein Plakat hängen:

„Taylor wanted."

Ich gehe in den Laden hinein, stelle mich als ganz ausgekochten und erfahrenen Schneider vor und werde, ich kann es selber kaum fassen, mit zwei Dollar Tagelohn eingestellt. Am ersten Tag muß ich Knöpfe annähen. Ich stürze mich mit Begeisterung auf diese Arbeit und nähe unglaubliche Mengen Knöpfe an. Der Meister ist sehr zufrieden. Am nächsten Tage gibt er mir einen Pelzmantel zur Reparatur. Ich hätte ja noch lieber Knöpfe angenäht, aber es waren keine mehr da. Also nehme ich, innerlich seufzend, den Pelzmantel, trenne ihn ohne Zögern auseinander und setze ihn geschickt wieder zusammen. Es ist Mittag. Ich bin noch tüchtig beim Reparieren, da kommt der Chef. Er besieht sich mein Werk, gibt mir stumm drei Dollar und schmeißt mich raus. Seitdem habe ich keine Schneiderarbeit mehr angenommen, wenn ich auch nun Knöpfe annähen und wie ein Schneider sitzen kann.

Bei einer anderen Gelegenheit war ich in Saskatoon als Klempner tätig. Die ersten drei bis vier Tage geht alles ganz gut. Besondere Arbeiten liegen nicht vor. Ich bin in der Werkstatt mit kleineren Reparaturen beschäftigt und probiere die verschiedenen Lötkolben aus. Ich fühle mich schon ganz als erfahrener Klempner. Gegen Abend kommt der Boß und gibt mir den Auftrag, am nächsten Tag in einem Neubau die Lichtanlage einzubauen. Mir wird etwas

unbehaglich. Nach Feierabend kaufe ich mir das Buch: „The perfect plumber", lese es schnell durch und gehe etwas beruhigter zu Bett. Nach der Methode Coué sage ich mir, solange bis ich einschlafe, vor: „Ich werde alles tadellos machen."

Das System Coué ist tatsächlich gut. Ich erwache am nächsten Morgen mit einem ungeheuren Tatendrang. Schnell ist das Handwerkszeug zusammengepackt und fröhlich pfeifend begebe ich mich, den „Perfect plumber" vorsorglich in der Tasche, zur Baustelle. Genau nach Vorschrift verbrauche ich unzählige Meter Leitungsdraht und schwelge in Sicherungen und Schaltungen. Ich klopfe und hämmere. Der Schweiß läuft mir in Strömen herunter. Und dennoch... Gegen Abend kommt der Boß. beschaut mein Werk und - well, Klempner war ich gewesen.

Ein andermal arbeitete ich in Drumheller als Schmied. Ja, das wäre beinahe gut gegangen, wenn der Farmer sein Pferd nicht zum Beschlagen gebracht hätte. Ich war schon eine Woche in der Reparaturwerkstätte tätig und hatte mich ganz gut eingearbeitet. Nur einmal, als ich in einige Eisenstangen Gewinde einschneiden sollte, war mir ein kleines Malheur passiert. Ich wußte nicht recht, wie eine Gewindekluppe arbeitet, ahnte aber, daß man sie irgendwie auf die Stange setzen und unter Druckanwendung drehen mußte. Ich stellte die Kluppe also kunstgerecht ein und fing an zu drehen. Es ging mir aber zu leicht. Eisen schneiden mußte meiner Ansicht nach bedeutend mehr Kraftanstrengungen erfordern. Deshalb zog ich die Kluppe immer fester an und drehte im Schweiße meines Angesichts bis die Gewindekluppe so heiß war, daß ich sie nicht mehr halten konnte und auch der Eisenstab beinahe abgedreht war. Da merkte ich natürlich sofort, daß irgendetwas nicht stimmte, und hörte auf. Die Eisenstange war nun allerdings zu kurz und unbrauchbar geworden. Deshalb stellte ich alles fein behutsam in eine wenig beachtete Ecke. Als dann die dumme Pferdegeschichte passierte,

hatte der Boß von meinem Fehlerfolg, Gewinde zu schneiden, noch immer nichts gemerkt. Ich hatte gerade ein tüchtiges Feuer entfacht. Der Meister war nicht da, und ich wollte die Gelegenheit benutzen, um an einigen alten Pflugscharen meine Schmiedekenntnisse zu erweitern. Gerade da kam der Bauer mit dem Pferd, um es beschlagen zu lassen. Er band es an dem dazu bestimmten Platz an, gab mir einige Instruktionen und ging dann fort, mich meinem Schicksal überlassend.

Das Pferd sollte unter Garantie von sanftem Charakter sein und das Beschlagen ein Kinderspiel. Aber ich traute weder dem Farmer noch dem Pferd. Wie die weitere Entwicklung lehren sollte, mit Recht. Zunächst einmal mußten die alten Eisen herunter. Ich legte mir die nötig erscheinenden Werkzeuge zusammen, klemmte mir den rechten Hinterfuß zwischen die Beine und begann das Werk. Bald schon schwitzte ich. Es ist aber auch ein ganz erhebliches Stück Arbeit, einen Pferdehinterfuß festzuhalten.

Und dabei sah mich das Biest manchmal so schief von der Seite an. Oder bildete ich mir bloß ein, daß seine Augen so böse funkelten? Nach einiger Mühe und Anstrengung gelang es mir, das alte Eisen zu entfernen. Wie ich aber den neuen Beschlag anbringen sollte, war mir nur in ganz großen Umrissen klar. Soviel stand jedenfalls fest, daß das neue Eisen angenagelt werden mußte. Mit Hilfe einer riesigen Raspel glättete ich den Huf, hieb einige alte Nägel krumm. Wenn auch der Mustang dabei nicht so recht stillhielt und mich auch weiter böse und mißtrauisch betrachtete, ging doch alles über Erwarten gut. Dann ergriff ich eins der vorrätigen neuen Eisen und klemmte mir den Pferdefuß fest zwischen die Beine. Im Mund hatte ich griffbereit einige Nägel, in der Hand einen riesigen Hammer. Kunstgerecht balancierte ich das Eisen auf den Huf. Jetzt hieß es nur, abwarten, bis das Pferd mal richtig stillehielt. Eine enorme Spannung entstand in

mir. Da jetzt! Blitzschnell ergriff ich einen Nagel, zielte schnell einen Augenblick und schlug dann entschlossen zu. Die Spannung hatte sich gelöst. Fast im selben Augenblick versuchte das Pferd auf dem Kopf zu stehen und ich entdeckte mich in der Ecke, der ich den abgedrehten Eisenstab anvertraut hatte.

Das Werk war mißlungen - trotz aller aufgewendeten Mühe und Energie - ganz glatt mißlungen. Die einzige Genugtuung, die mir blieb, war, daß ich, trotz der sich überstürzenden Ereignisse, weder den Hammer noch die zwischen den Zähnen aufbewahrten Nägel verloren, bzw. verschluckt hatte. Ich fand, daß nun mit dem Mustang weiter nichts anzufangen war. Ich überprüfte sachlich das von mir angewandte Verfahren, konnte aber nichts Fehlerhaftes entdecken. Die einzige Schuld an dem Mißlingen schien demnach in dem Charakter des Pferdes begründet zu liegen. Da aber meine Schlußfolgerungen - das war mir klar - weder dem Farmer noch meinem Boß einleuchten würden, ich es ferner auch nicht für sehr angenehm fand, mit dem sich wie toll gebärdenden Gaul im selben Raum zu verweilen, hielt ich es für das Beste, eine Ortsveränderung vorzunehmen. Mit Beschleunigung packte ich mein Bündel und verschwand. Pferde habe ich nie wieder beschlagen.

Und nun bin ich mit dem Kapellmeister auf dem Weg nach Nelson. In Nelson ist auch nichts los. Ich treibe mich zwei Tage in der Stadt herum. Es ist Anfang August. Wenn ich noch zur Ernte will, wird es höchste Zeit. Auf dem Bahnhof versuche ich zu erkunden, wann ein Güterzug nach Osten geht. Im roundhouse (Maschinenschuppen) finde ich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, auch einen Arbeiter, der mir die gewünschte Auskunft erteilt. Gegen drei Uhr nachts soll ein Zug die Station verlassen. Er warnt mich noch vor dem Bahnpolizisten, der höllisch scharf sein soll. Auch einige Tramps, die die Strecke schon oft gemacht haben, geben mir den Rat, vorsichtig zu sein

und am besten auf den Zug eine Meile außerhalb der Stadt aufzuspringen. Dort macht das Gleis eine große Kurve und die Züge fahren daher sehr langsam.

Schon um zwei Uhr bin ich an dem angegebenen Ort. In der Ferne sind noch die Lichter des Bahnhofs sichtbar. Ich lege mich auf die Böschung dicht neben den Schienenstrang und warte. Eine geraume Zeit vergeht. Ein Geräusch in der Nähe läßt mich aufschrecken. Ein Schatten gleitet in der Dunkelheit heran und verschmilzt gar nicht weit von mir mit dem Boden. Ich liege ganz still und wage kaum zu atmen. Es ist ja möglich, daß es der Bahnpolizist ist, der sich hier auf die Lauer legt, um jemand abzufangen. Wieder taucht ein Schatten aus der Dämmerung auf und verschmilzt mit dem Erdboden. „Das können doch nicht alles Polizisten sein. Wahrscheinlich sind es auch nur Tramps, die auf den Frachtzug warten." Leise krieche ich näher. Tatsächlich sind es Kollegen. Wir sprechen miteinander. Der eine, ein Däne, ist mir sympathisch. Es ist auch sein erster Versuch, einen Zug zu erspringen. Wir wollen es zusammen wagen. Auf dem Bahnhof wird es lebendig. Das Geräusch einer rangierenden Maschine dringt an unsere Ohren. Die Zeit rückt heran, da wir springen müssen. Hoffentlich fährt der Zug nicht zu schnell.

Eine Sirene heult durch die Nacht. Räder rollen. Zwei rote glühende Punkte tauchen auf, werden rasch größer, nähern sich ... mehr und mehr. Das Rattern der Räder schwillt an, wird zum tosenden Lied. Bald ist es soweit. Bald müssen wir springen. Der Schein der Lichter erhellt die Böschung, an der wir noch vor kurzem kauerten. Jetzt liegen wir fest angeschmiegt am Boden, dicht neben den Geleisen. Wie tot liegen wir da. Und doch sind alle Muskeln gespannt. Wir fühlen wie der Lichterschein über uns hinweggleitet und weiter und weiter tastet. Der Boden unter uns zittert und schwankt. Unsere Sinne sind aufs äußerste erregt. Der Schienenstrang, dieser kühle, kalte Stahl zittert und vibriert. Gleich ist es soweit.

„Jetzt!"
Eine riesige Masse saust an uns vorbei. Wir springen auf und laufen. Schattenhaft rasselt Wagen auf Wagen an uns vorüber. Jetzt heißt es springen. Wieder taucht aus der Dunkelheit ein Schatten auf. Ich werfe mich vorwärts. Meine Hand greift blitzschnell zu. Ich halte eine Sprosse der eisernen Leiter, die sich an jedem Güterwagen befindet. Der entscheidende Griff ist getan. Nun heißt es festhalten. Wie Klammern schließen sich meine Finger um das harte Eisen. Mein Laufen wird zum Fallen. Ich werde in die vorwärtsstürmende Bewegung hineingerissen. Eisern halte ich fest. Meine andere Hand findet einen Halt und hilft, meinen Körper emporzuziehen. Ich hab's geschafft und stehe jetzt auf der Leiter. Einen Augenblick verbringe ich so. Dann ersteige ich langsam Sprosse auf Sprosse. Ich bin auf dem Dach.
Auf dem Dach des Wagens hinter mir bewegt sich jemand. Ich rufe hinüber. Es ist aber nicht der Däne. Der scheint nicht mitgekommen zu sein. Dann setze ich mich hin und mache es mir so bequem wie möglich. So sitze ich eine lange Zeit, starre in das dunkle vorbeigleitende Land und lausche auf die aus der Nacht und aus den Wäldern aufklingenden Geräusche. Gegen Morgengrauen wird es unangenehm kühl. Der Wind ist scharf und durchdringend. Fröstelnd stehe ich auf und gehe vorsichtig das schwankende Dach entlang, springe zum nächsten Wagen hinüber und setze meinen Weg so fort, bis ich einen offenen, zur Hälfte mit Holz beladenen Wagen entdecke. In diesen steige ich, lege mich hin und versuche ein wenig zu schlafen. Wir passieren einige kleinere Stationen. Es passiert nichts Besonderes. Dann, gegen zehn Uhr vormittags, hält der Zug plötzlich auf einer einsamen Ausweichstelle. Wir stehen dort eine geraume Weile. Hier und da tauchen aus den einzelnen Wagen verschlafene Gesichter auf. Ich bin erstaunt. Habe ich doch gedacht, daß weiter keine Tramps auf dem Zuge sind. Auf dem anderen Gleis fährt ein Per-

sonenzug ein und hält auch. Zwei Leute steigen aus und kommen zu uns herüber. Mir erscheint dies sehr verdächtig. Ich will mich behutsam aus dem Staube machen. Auch die Kollegen werden unruhig. Es ist aber schon zu spät. Unser Zugpersonal hat sich bereits auf der anderen Seite des Zuges verteilt und sperrt den Weg zum sicheren Wald. Unbemerkt kann man nicht mehr fort. Und in voller Sicht versuchen wegzulaufen, ist nicht ratsam. Manchmal schießen nämlich die Brüder auch.

In unser Schicksal ergeben, warten wir. Wir werden auf einen Haufen zusammengetrieben und nach dem „Woher" und „Wohin" gefragt. Dann sagt man uns, daß in der Nähe in einem Eisenbahnkamp zwei Leute gebraucht werden. Man wolle uns weiterfahren lassen, wenn sich zwei Freiwillige fänden. In Anbetracht des geringen Lohnes und der bevorstehenden Ernte - da auch nur Arbeit für kurze Zeit in Aussicht stand - weigern wir uns alle. Man macht jedoch kurzen Porzeß. Die zwei am kräftigsten aussehenden Leute werden zur Seite genommen und einfach dabehalten. Um uns andere kümmert sich niemand mehr. Das Zugpersonal geht auf seine Posten. Der Personenzug fährt weiter. Wir erklettern unbehelligt einen Güterwagen. Und bald sind wir wieder unterwegs.

Es ereignet sich nichts mehr. Ein schöner, warmer Tag ist es geworden. Sonnenstrahlen umspielen und wärmen die auf dem Dach ausgestreckten Glieder. Der Charakter der Landschaft ändert sich allmählich. Die Berge treten mehr und mehr zurück und gehen in niedrige, rollende Hügel über. Crowsnest-Paß ist längst passiert. Die Prairie, das Städtchen Mac Leod, das Endziel des Zuges ist nahe. Der Zug verlangsamt sein Tempo. Die Sirene der Lokomotive ertönt. Langsam rollen wir auf dem Bahnhof ein. Kurz vor dem Stationsgebäude springen wir ab und verlieren uns zwischen den auf Nebengeleisen stehenden Wagen.

Überall hocken Scharen von Tramps - Erntegänger - um-

her, die geduldig Stunden auf Stunden warten auf Züge, die sie weiter hinein in die Prairie, zu den kleinen von Getreidespeichern überragten Stationen, bringen sollen.
Auch die Stadt ist voller Menschen. Vereinzelt hat die Ernte schon angefangen. Farmer sind in der Stadt, letzte Einkäufe tätigend. Hunderte der Erntegänger lungern in den Straßen herum. Einzelne haben Glück und bekommen hier schon die ersehnte Erntearbeit. Aber noch ist die Nachfrage nach Leuten im Verhältnis zum Angebot sehr gering. Die meisten werden wohl noch weiterziehen müssen, um die ersehnte Arbeit zu erhalten.
„Mac Leod", das Einfalltor in die Prairie, kann den Strom der Menschen nicht fassen. Er muß sich weiter in das Land, in die ungeheuren Ebenen ergießen. Tage und Wochen werden noch vergehen, ehe alle Arbeit haben. Aber in der Prairie warten viele leere Getreidespeicher. Und wir werden alle an dem Erntesegen teilhaben, wenn wir auf dem Posten sind. Nur zu spät darf man nicht kommen. Doch da sind ja die blitzenden Schienenstränge, auf denen die langen, schweren Züge durch das Land rollen. Sie werden auch uns alle an das ersehnte Ziel bringen. Wir sind ja, durch die Not belehrt, schlau und gewitzt geworden.

VOM LAUSEN UND POKERN

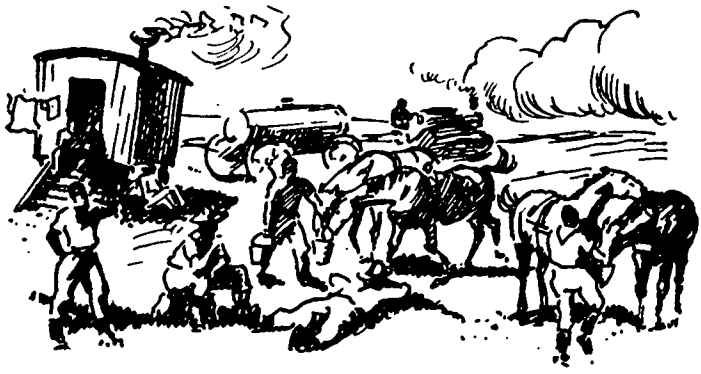
Jetzt endlich ist die ersehnte Zeit da. Mit einem Mal ist die Prairie gelb geworden. Reif und hart ist der Weizen. Brav hat die liebe Sonne ihr Werk getan. Nun ist es wirklich Erntezeit. Das Korn harrt der Schnitter. Der Kreislauf ist der Vollendung nahe.

Auf den Farmen ist alles aufs sorgfältigste vorbereitet. Die Messer der Mähmaschinen sind geschärft. Die großen Speicher an den Bahnen warten sehnsüchtig darauf, die Fülle des Weizens - das Gold der Prairie - zu empfangen.

Die Prairie füllt sich allmählich mit Menschen. Der Rhythmus der Arbeit fängt an. Pferde und Menschen schwitzen. Motoren knattern. Zahnräder rotieren - schneller und schneller - greifen mit spitzen Zähnen in das Getriebe. Und die blitzenden, scharfen Messer schneiden. Schwerfällig beginnen die Dreschmaschinen ihr Lied, das Lied der Arbeit zu singen. Der Wind fängt es auf und bringt es überall hin. Der Rhythmus steigert sich. Ein Rauschen und Klingen erfüllt das ganze Land und wird zur gewaltigen Symphonie der Ernte.

Aus dem Schoß der Steppe geboren, in den Strahlen der Sonne gereift, fließt jetzt der goldene Strom aus dem Herzen der Prairie hinein in die Welt, in die Mühlen. Bald haben wir wieder schönes, weißes Mehl und duftendes Brot in Fülle. Ruhig kann dann der Winter kommen.

Wir brauchen ihn nicht mehr zu fürchten, können ihn sogar lieben. Denn vor ihm war ja die Ernte - unsere Ernte.
Wir sind unserer zehn, die das Schicksal oder die Ernte in dieser kleinen Dreschkolonne in der Nähe von Millet, einem kleinen Ort im südlichen Alberta, zusammengeführt hat. Wir haben uns vorher niemals gesehen und sind doch jetzt zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden.



Wir verbringen unsere Tage zusammen, arbeiten von früh bis spät, verschlingen gemeinsam unsere Mahlzeiten, sprechen wenig und liegen nachts im tiefen, traumlosen Schlaf zusammen auf den harten Brettern in dem kleinen Zigeunerwagen, der für die Zeit der Ernte unsere Heimat ist. So sind wir tagtäglich zusammen und kennen uns kaum. Wir sind Räder geworden in der großen Erntemaschine, arbeiten und verdienen Dollars und werden dann wieder auseinandergehen - hierhin und dorthin - vielleicht wie nach einem wüsten Traum erwachen und keiner des anderen gedenken. Und trotzdem sind wir doch alle Kameraden - gute Kameraden.
Es sind harte Gesellen, mit denen mich die Notwendigkeit zusammengeführt hat. Hart und wortkarg geworden im

täglichen Kampf ums Dasein. Ihre Unterhaltung besteht eigentlich nur aus Flüchen. Für einen Schwächling haben sie nichts übrig. Sie haben durch bittere Erfahrungen gelernt, daß nur der Starke ein Recht zum Leben hat und handeln vielleicht unbewußt danach.

Wir arbeiten zwölf Stunden täglich und haben dazu unsere Pferde zu versorgen. Pünktlich um fünf Uhr morgens müssen die Pferde angeschirrt sein. Dann geht die Arbeit durch bis elf Uhr. Wir spannen unsere Pferde aus, tränken und füttern sie. Inzwischen hat unsere Köchin im Küchenwagen das Mittagessen fertig, auf das wir uns wie hungrige Wölfe stürzen. In erstaunlich kurzer Zeit verschlingen wir ungeheure Quantitäten des sehr guten Essens, rauchen hinterher eine Zigarette und liegen einige Minuten im Schatten unseres Wohnwagens. Dann wird's aber auch schon wieder höchste Zeit, an die Arbeit zu denken. Die Wagen müssen nachgesehen und geschmiert werden. Nötige kleinere Reparaturen werden ausgeführt und die Gespanne wieder fertiggemacht. Um ein Uhr sind wir wieder tüchtig bei der Arbeit. Um sieben Uhr ist Feierabend. Das Heulen des Motors erstirbt. Die Pferde werden für die Nacht versorgt. Jetzt dürfen wir auch an uns denken.

Sechs von uns, Bill, der Kanadier, Ole, der kleine Däne, der immer traurig aussieht und nur gebrochen englisch spricht, Tim der Cockney, der von uns allen am besten fluchen kann, Sandy, Stanley und ich haben Pferde zu versorgen. Wir sind es auch, die von Morgen bis Abend mit leeren Wagen auf die Felder fahren und mit vollen zur Dreschmaschine. Immer hin und her. Wehe demjenigen unter uns, der seine Ladung nicht rechtzeitig zusammenkriegt. Die Dreschmaschine wartet nicht und will ihr Futter haben. Und läuft die Maschine tatsächlich mal einige Minuten lang leer, dann wird der „boss" fuchsteufelswild. Eigentlich kann man es ihm gar nicht verdenken. Er bezahlt uns einen sehr anständigen Lohn

(fünf Dollar täglich). Und dazu kommt noch die freie Verpflegung, die sehr gut ist. Kein Wunder, daß er darauf drängt, jede Minute ausgenützt zu haben. Er will durch unsere Arbeit selbstverständlich verdienen - und zwar möglichst viel. Wir würden es an seiner Stelle sicher auch so machen und nehmen ihm sein Geschimpfe daher nicht weiter übel.

Wir arbeiten tüchtig und vermeiden ängstlich jede Stockung in der Arbeit. Wenn man auf dem Felde fleißig lädt, hat man manchmal das Glück, daß der vorhergehende Wagen an der Dreschmaschine noch nicht völlig abgeladen ist. Man hat dann nämlich die Gelegenheit für eine willkommene Rast von einigen Minuten und kann schnell eine Zigarette rauchen oder sich aus dem Tankwagen einen Trunk Wasser holen. Unser Wasser - für den täglichen Bedarf - wird in einem Tankwagen mitgeführt, da die Gegend sehr wasserarm ist. Jimmy, der „bullcook", dem die Wasserversorgung untersteht, hat tüchtig zu tun, das notwendige Wasser heranzuschaffen. Wir trinken nämlich sehr viel, wenn auch das lauwarme Naß nicht schmeckt und auch etwas Alkali enthält. Aber es ist sehr heiß, und die Arbeit auf dem Felde und der Staub bei der Dreschmaschine verursachen großen Durst. Beim Laden passen wir einer auf den anderen auf, daß jeder seinen Wagen ordentlich vollädt. Ist einer von uns faul, müssen die anderen um so mehr arbeiten. Diese kleinen, heißersehnten Pausen an der Dreschmaschine fallen dadurch weg. Wir wollen nicht darauf verzichten. Für den Unternehmer ist unser Tun natürlich von Vorteil. Ole, der Däne, bringt immer nur mäßige Ladungen von Garben an die Maschine. Der Cockney und Stanley sind sehr erbost darüber und stoßen drohende Flüche aus. Sie wollen Ole noch am selben Abend vornehmen. Wir anderen sind aber dagegen. Man muß dem Jungen eine „chance" geben. Er gibt sich wirklich Mühe. Wir beschließen, ihm noch ein paar Tage Zeit zu geben. Vielleicht

gewöhnt er sich noch an das Arbeitstempo. Wenn nicht! Ja, dann muß man beim „boss" vorstellig werden, daß er aus der Stadt einen anderen Mann besorgt. Den Luxus, einen Schwächling unter uns zu haben, können wir uns nicht leisten. Sind wir doch alle aufs äußerste angestrengt und können auf die Dauer nicht noch einen Teil seiner Arbeit tun.

So geht die Arbeit Tag für Tag. Man schwitzt und durstet auf dem Feld. Abends sitzt alles müde eine kleine Weile vor dem Schlafwagen herum, um dann schließlich, ohne viel Worte zu machen, zwischen die schmutzigen „blankets" (Decken) zu kriechen. Einige ganz Rauhe spielen vielleicht etwas Poker - allerdings nur mit Streichhölzern, denn Geld haben wir noch nicht bekommen. Es wird schnell dunkel. Trübe flackert die erbärmliche Petroleumlampe in unserer Behausung. Jean und der Schwiegersohn des Unternehmers, die den Motor und die Dreschmaschine bedienen, liegen auf den Betten gleich an der Tür. Neben ihnen steht die Kiste - unser Tisch - auf der die Lampe steht. Jean bläst die Lampe aus. Bill und Stanley reißen noch einige Witze, über die keiner lacht. Zum „Gute Nacht"-Gruß ertönen einige saftige Flüche. Bald schweigt alles.

Stanley fängt an, erheblich zu schnarchen. Es riecht nach Schweißfüßen und schmutziger Wäsche. Die Luft ist stickig und verbraucht. Sandy, der mit mir zusammenschläft, stöhnt leise im Traum und wälzt sich ruhelos hin und her. Ganz dicht liegt er schon bei mir. Die Nähe seines schwitzenden, ausdünstenden Körpers ist lästig. Ich versuche den Schlafenden wieder auf seine Seite zu schieben. Es gelingt nicht. Er murmelt leise unzusammenhängende Worte. Wer weiß, was sich in seinem Unterbewußtsein abspielt. Vielleicht hat ihn die herrschende, schwüle Atmosphäre irgendwie erregt. Plötzlich versucht er nämlich, mich zu umarmen und zärtlich zu werden. Ich habe alle Mühe ihn loszuwerden und muß

ihn schließlich aufwecken. Er fängt an, leise mit mir zu schimpfen. Nur langsam kann ich ihn beruhigen. Schließlich sieht er ein, daß ich das Recht hatte, ihn zu wecken. Er meint aber, daß es doch sehr schade gewesen sei: „Ich hatte gerade von einem sehr schönen Mädchen geträumt, das unserer Köchin sehr ähnlich war."

Nun tut es mir beinahe leid, ihn aufgeweckt zu haben. Von schönen Mädchen träumt man auch nicht gerade alle Tage.

Unsere Unterhaltung hat Aufsehen erregt. Bill und Stanley sind wach geworden und brüllen, daß wir unser goddam Maul halten sollen. Ein Stiefel kommt geflogen und landet unter vernehmlichem Krachen auf unserer Bettkiste. Nun sind alle munter geworden und reden fluchend durcheinander. Bill ruft mir zu:

„Bloody dutchman, warte nur bis morgen. Dich werden wir schon fertig machen."

Sandy und ich sagen keinen Ton und hüllen uns nur fester in die Decken.

Wieder herrscht tiefes Schweigen. Ich muß an die Köchin denken - unsere Daisy - und versuche vergeblich zu schlafen. Die Kleine wäre tatsächlich nicht so übel. Gelegentlich, wenn ich nicht so müde bin, muß ich mich mal an sie heranmachen.

Sandy liegt da mit offenen Augen. Ich möchte wetten, daß er auch an Daisy denkt. Hoffentlich macht das seinen Zustand nicht noch schlimmer und läßt ihn im Schlaf wieder versuchen, mich zu liebkosen, denn dann müßte ich ihm eine runterhauen. Mir fallen die vielen, bis jetzt noch nicht als Wurfgeschosse benutzten Stiefel ein. So durcheinander denkend, schlafe ich ein.

Am anderen Morgen sehen mich Bill und Stanley böse an. Der Vorfall von der letzten Nacht steckt ihnen sicherlich noch in den Knochen. Sie sagen aber weiter nichts. Die morgendliche Arbeit läßt keine unnützen Reden zu. In der Mittagspause, nach dem Essen, lege ich mich auf

mein Bett und freue mich, daß schon wieder ein halber Tag vorbei ist. Plötzlich kommen Bill und Stanley in den Wagen. Hinter ihnen ein ganzer Haufen. Stanley hat einen Strick in der Hand. Sie bleiben vor meinem Bett stehen. Mir wird ausgesprochen unbehaglich zu Mute, jedoch sage ich keinen Ton und bleibe ruhig liegen. Sandy ist natürlich nirgends zu sehen. Eine Weile ist alles still. Endlich sagt Bill: „Dutchman, du weißt, was wir wollen. Hast du was zu sagen?" Ich sehe sie der Reihe nach an, entdecke aber in ihren Mienen eine stumme Entschlossenheit und ziehe deshalb vor, zu schweigen. Mit einmal ruft Bill:

„Los Stanley!"

Stanley greift den Strick fester und kommt auf mich zu. Jetzt wird es ungemütlich. Ich nehme schnell eine sitzende Stellung ein. In meinem Gehirn wirbeln die Gedanken. Mir ist nicht recht klar, was ich tun soll. Mit ausdrucksloser Miene hocke ich da und sehe weder Bill noch Stanley. Ich bin wie gebannt von dem Strick. Dieser verfluchte Strick! Ganz mechanisch greife ich in die Tasche, hole mein Messer heraus, klappe es auf und lasse es einschnappen.

Stanley sieht das Messer in meiner Hand aufblitzen und weicht unwillkürlich einen Schritt zurück. Bill schreit: „Jungens, seht der verfluchte Dutchmann hat ein Messer. Der Hund wird gefährlich. Der verdient noch mehr als wir ihm zugedacht haben. Vorwärts! Auf ihn!"

Wieder springt Stanley vor. Halb auf dem Rücken liegend, sehe ich den Strick über mir schwingen. Stanleys Körper beugt sich über das Bett. Fast automatisch hole ich mit dem rechten Fuß aus. Plötzlich ist Stanleys Gesicht vor mir verschwunden. Bill und die anderen stehen verdutzt da. Der von mir gefürchtete Strick liegt harmlos auf der Bettkante. Ich ergreife ihn, stehe auf, steige über den auf dem Boden liegenden Stanley und gehe, ohne mich um die anderen zu kümmern, langsam hinaus.

Hinter mir rührt sich nichts. Ich schirre meine Pferde an und mache mein Gespann fertig.

Am Nachmittag ist Stanley nicht zu sehen. Ich tue wie gewöhnlich meine Arbeit, ohne mich um die finsteren Mienen und verstohlenen Blicke der anderen zu kümmern. Nach Feierabend hocke ich verlassen auf meinem Bett. Bill, Jean, Tim und Stanley, der wieder ganz auf dem Posten ist, spielen vor der Tür Poker. Mit einmal wirft Stanley seine Karten hin, steht auf, kommt in den Wagen und sagt: „He dutchy, komm' raus. Du kannst mit uns Poker spielen." Und dann habe ich noch die halbe Nacht, trotz meiner Müdigkeit, mit ihnen Poker gespielt. Gesprochen haben wir dabei nur die zum Spiel notwendigen Worte.

Nach einigen Tagen setzen heftige Regenfälle ein. Wir sind alle sehr froh darüber, denn der Regen bringt uns eine ersehnte Rast. Solange das auf den Feldern liegende Getreide feucht ist, können wir nicht dreschen. Der Verdienst fällt zwar aus, Verpflegung erhalten wir aber trotzdem. Da nun die zu dreschende Getreidemenge sowieso feststeht und der Schluß der Erntesaison durch den Regen für uns nur um einige Tage verschoben wird, bedeutet diese Arbeitspause für uns weiter nichts, als daß wir eben etwas länger in unserem Wohnwagen hausen werden. Eine ganz angenehme Sache. Unter diesen Umständen sind uns auch weitere Regengüsse sehr erwünscht.

Der Regen hat nun etwas nachgelassen. Den ganzen Tag lang in der Bude hocken und Poker spielen wird zuletzt eintönig und langweilig, obgleich die Streichhölzer schon längst durch Dollarscheine ersetzt sind. Deshalb gehen wir hinaus, greifen uns ein paar unserer draußen frei herumlaufenden Pferde und reiten zu dem einige Kilometer entfernten Fluß, um ein Bad zu nehmen, das - im Vertrauen gesagt - uns sehr not tat. Zum Waschen waren wir wegen des knappen Wassers nur selten gekommen.

Wir toben schon eine ganze Weile im Fluß herum. Nur

Sandy fehlt. Er ist etwas wasserscheu. Und gerade ihm tut ein Bad sehr not. Jetzt sitzt er einsam am Ufer, schaut uns zu und ist mit irgend etwas an seinem Hemd beschäftigt. Ab und zu mustern wir ihn verstohlen. Dem Bengel würde eine Berührung mit dem Wasser wirklich nichts schaden. Da er aber anscheinend sich doch nicht aus eigenem Antrieb dem Fluß anvertrauen will, müssen wir etwas nachhelfen.

Stanley, Bill, Tim, unser großschnauziger Cockney, und ich nähern uns verstohlen dem ahnungslosen Sandy. Dieser ist ganz vertieft in die von ihm vorgenommene Arbeit und sieht uns nicht kommen.

„Was macht der Bursche da?"

Uns quellen fast die Augen aus dem Kopf vor Erstaunen. Er sitzt da und macht Jagd auf Läuse. Im Nu ist er umringt. Das Hemd, die Hose werden ihm entrissen. Ohne viel Worte zu machen, nehmen Tim und Stanley den sich gewaltig Sträubenden in die Mitte und zerren ihn gewaltsam ins Wasser. Dann wird Sandy gebadet. Mit Flußsand wird er gescheuert und fängt er dabei an zu brüllen, liebevoll untergetaucht. Inzwischen untersucht Bill, als Sachverständiger, unter Jeans und meinem Beisitz kunstgerecht Sandys Hose und Hemd. Naht für Naht wird geprüft und dabei nicht weniger als „siebzehn Läuse" entdeckt und vernichtet.

Wir hatten dieses Ergebnis nie für möglich gehalten. Aber die Tatsache blieb. Wir wurden sehr nachdenklich. Läuse, nein, das konnten wir uns nicht gefallen lassen. Wie leicht kann man bei der dauernden nahen Berührung mit dem Burschen auch welche erben. Ich denke schauernd daran, daß ich mit ihm zusammenschlafe und an die ominösen Umarmungsversuche und beschließe, gelegentlich in aller Stille meine Sachen auch zu untersuchen. Wie das getan wird, habe ich ja jetzt dem sachverständigen Bill abgesehen.

Inzwischen hat jemand einige Stricke besorgt. Sandy, der

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ALBERTA

fertig gebadet ist, wird, damit er uns nicht entwischt, angebunden. Dann setzen wir uns alle zusammen und beraten.

Die allgemeine Ansicht geht dahin, über ihn ein regelrechtes Gericht abzuhalten. Abgesehen von der Läusefrage und seiner Dreckigkeit haben wir sowieso nichts Besseres zu tun und stimmen begeistert zu.

Wir besteigen unsere Pferde, Bill nimmt Sandy vor sich in den Sattel und dann reiten wir nach Hause. Vor dem Schlafwagen tritt die Jury zusammen. Tim ist öffentlicher Ankläger, Stanley wird zum Verteidiger des Angeklagten bestimmt. Bill setzt sich würdevoll auf eine alte Kiste und übernimmt den Vorsitz. Wir anderen stellen die Jury dar und gruppieren uns um den Vorsitzenden. Der Ankläger steht auf und beginnt seinen speech.

„Sandy, dieser goddam Hund hat Läuse.

Es ist der unumstößliche Beweis dafür erbracht worden. gentlemen. Ich bitte den dutchman sich zu erheben und uns seine Wahrnehmungen zu unterbreiten."

Ich stehe auf, spucke gedankenvoll dem Verteidiger auf die Füße und mache, innerlich lächelnd, meine Aussage.

„Ich habe genau aufgepaßt und gesehen, daß Bill insgesamt siebzehn Läuse aus den betreffenden Kleidungsstücken entfernt hat, und zwar aus dem Hemd elf, aus der Hose sechs."

Bill erhebt sich schnell und sagt triumphierend:

„Na, was sagt ihr nun?" Und außerdem hat Sandy fürchterlich stinkende Schweißbeine."

Sandy, der bisher stumm dagestanden hat, wird plötzlich lebhaft.

„Ihr verfluchten Hunde", schimpft er. „Eure Füße riechen verdammt auch nicht besser als meine. Außerdem habe ich nur ein Paar Strümpfe, und zum Waschen war, wie ihr selber wißt, entweder keine Zeit oder kein Wasser."

Einige Mitglieder der Jury nicken beifällig. Doch jetzt mischt sich Tim in die Angelegenheit.

„Gentlemen, hört bloß nicht auf Sandy. Es ist einfach lächerlich. Stanley hat erst vorgestern seine Strümpfe gewaschen und, was der fertigbringt, das schafft Sandy schon immer. Er will sich nur rausreden."
Seine Ausführungen machen einen kolossalen Eindruck. Alle Mitglieder der Jury zeigen wieder feste entschlossene Gesichter. Der Verteidiger kratzt sich verlegen am linken Ohr. Bill fordert ihn auf, zu reden. Stanley beginnt:
„Gentlemen der Jury! Ich frage Euch alle auf Ehre und Gewissen: Ist es wirklich so schlimm, Läuse zu haben? Haben wir nicht alle auch schon welche gehabt?"
Er blickt uns alle der Reihe nach an.
„Ja, und dann macht man nicht mehr solange, damit wir Poker spielen können."
Der Vorsitzende blickt nach der Uhr.
„Gentlemen der Jury, Stanley hat recht. Ich denke, wir schließen die Beweisaufnahme und ziehen uns zur Beratung zurück."
Die Beratung dauert nicht lange. Wir sind alle der Ansicht, daß man Sandy, um unsere Würde als Gericht zu wahren, irgendwie bestrafen muß. Denn schließlich hat er Läuse gehabt und wir Gottseidank zur Zeit keine. Und da wir alle auch von der Strafe profitieren wollen, wird bestimmt, daß Sandy seine Missetat mit einer Flasche Whisky sühnen muß.
Wir nehmen feierlich wieder unsere Plätze ein. Bill verkündet das Urteil, das Sandy, nur ganz zart fluchend, annimmt. Und dann fangen wir wieder zu pokern an.
Zwei Tage vergehen beim Pokerspielen. Dann ist das Getreide auf den Feldern wieder soweit getrocknet, daß gedroschen werden kann. Die Faulenzertage sind vorbei. Der Alltag gewinnt sein Recht.
Unsere Köchin Daisy ist wirklich gar nicht so übel. Es lohnt sich tatsächlich, mit ihr mal anzubandeln. Bei den Mahlzeiten, die wir im Küchenwagen einnehmen und bei denen sie uns bedient, trifft sie mancher forschende und

begehrliche Blick. Graziös schreitet sie hin und her und weiß uns rauhe Gesellen von der besten Seite zu nehmen. Den freundlichen Aufforderungen Bills, die goddam Butter rüberzureichen, leistet sie freundlich Folge. Auf die ihr von Tim ausgesprochene Anerkennung, daß das Essen wieder einmal sehr gut gewesen sei, und die er zur Bekräftigung mit innigen, gutgemeinten Flüchen begleitet, dankt sie ohne jede Zimperlichkeit. Tatsächlich, Daisy ist ein Mädchen, das in die Welt paßt. Ja, und schlafen tut sie ganz allein in einem abgegrenzten Verschlag im Küchenwagen.

Wir streiten uns manchmal heftig, wer von uns die meisten Aussichten bei ihr hat. Bill behauptet steif und fest, daß sie ihn immer so eigen ansähe und daß er deshalb bei ihr das meiste Glück habe. Ganz verklärt schaut er uns dann an und streicht, sich der Erinnerung jener Blicke voll hingebend, zart und behutsam über sein braunes, runzliges, stoppliges Gesicht. Wir anderen, denen das Glück solcher Blicke nicht zuteil geworden, schauen ihn neiderfüllt an und zerbrechen uns die Köpfe, wie wir Bill bei Daisy ausstechen können.

Und eines Tages verkündet uns Bill, sich stolz in die Brust werfend, daß er in einer der nächsten Nächte uns sein Glück auch durch die Tat beweisen werde.

Uns erregt diese Ankündigung furchtbar. Wetten werden abgeschlossen. Es steht zwei zu eins gegen Bill. Aber eines Nachts, so gegen 12 Uhr, weckt er uns alle auf und gibt uns seine Absicht, zum Küchenwagen hinüberzugehen, um in Daisys Armen zu schwelgen, kund. Interessiert und neiderfüllt schauen wir ihm nach, wünschen ihm aber anständigerweise viel Spaß. An Schlafen ist natürlich nicht mehr zu denken. Wir versuchen, uns in Bills Platz hineinzudenken und mancher unter uns nimmt sich vor, in einer der nächsten Nächte den Küchenwagen auch einmal zu besuchen.

Unsere Ohren sind gespitzt. Einige Minuten jedoch bleibt

alles ruhig. Dann zerreist auf einmal ein dumpfer Knall die Stille der Nacht. Fast im gleichen Moment stürzt Bill aus der Tür des Küchenwagens und nähert sich unserer Behausung im beschleunigten Tempo. Ein leises Stöhnen entringt sich seinen Lippen. Auf die besorgte Frage, was denn eigentlich los sei, erwidert er nur mürrisch, daß er von der Liebe und dem verdammten Frauenzimmer genug habe und daß er sich in Zukunft lieber an den Schnaps halten werde. Dann legt er sich auf sein Schlafgestell und hüllt sich in Schweigen.

Neugierig wie wir sind, lassen wir jedoch nicht locker und bestürmen ihn weiter mit Fragen. Endlich fährt Bill wütend auf:

„Zum Donnerwetter, laßt mich in Ruhe! Wenn ihr es durchaus wissen wollt, geht doch selber hinüber und laßt Euch von der dreimal verfluchten . . . auch mit einer Ladung Schrote empfangen. Dann werdet Ihr wohl zufrieden sein."

Also geschossen hat die liebe, kleine Daisy. Alle Achtung. Die bereits beschlossenen Besuche bei ihr werden von uns in Gedanken still und heimlich aufgegeben. Auf einmal finden wir auch alle, daß Daisy gar nicht so besonders hübsch, sondern, wenn man es richtig betrachtet, ausgesprochen häßlich ist. Und natürlich wird es keinem von uns einfallen, für solche Mißgeburt auch nur ein Atom Liebe übrig zu haben.

Solche und ähnliche Überlegungen stellten wir alle an. Dann drehen wir uns auf die andere Seite und versuchen, den unterbrochenen Schlaf wieder aufzunehmen. Noch im Einschlafen denke ich mit Zärtlichkeit an den lieben, guten Bill, der uns durch sein heroisches, wenngleich von uns zuerst falsch aufgefaßtes Vorgehen bestimmt vor einer herben Enttäuschung und einem häßlichen Mißgriff bewahrt hat.

Am anderen Morgen treten wir beimFrühstück der Köchin mit einmütiger Geschlossenheit gegenüber. Ihren Guten-

morgengruß beachten wir gar nicht. Als sie während des Essens in verletzender Weise auf Bills nächtlichen Besuch anspielt und sagt, daß sie uns auch so empfangen werde, falls wir sie besuchen sollten, unterbricht sie Tim. Mit betonter eisiger Höflichkeit sagt er nur:
„Wollen Sie so liebenswürdig sein, mein Fräulein, und die Setzeier rüberreichen."
Ja, das hat der brave Tim gesagt und wir anderen haben dazu beifällig genickt und mit den Füßen gescharrt. Wir werden es ihr schon zeigen.
Einige Tage später sind wir ganz in der Nähe von Millet beim Dreschen. Die Stadt ist nur einige Kilometer entfernt. In einer guten Stunde kann man dort sein.
Wir haben jetzt alle Geld in der Tasche und Gelüste nach den Zerstreuungen der Stadt. Bill, Tim und Stanley wollen abends in die Stadt zum Tanz gehen. Ich werde mich ihnen anschließen. Die anderen boys haben sich bereit erklärt, unsere Pferde zu versorgen. So können wir uns gleich nach 7 Uhr zum Besuch der Stadt fertig machen.
Kaum schweigt abends der Motor der Dreschmaschine, eilen wir auch schon zu unserem Wagen, um uns anzuziehen. Das Waschen geht verdammt schnell. Rasieren kommt nicht in Frage, das werden wir in Millet besorgen lassen. Dann fangen die anderen an, sich umzuziehen. Mir macht meine Toilette Kummer. Man will doch auch nach was aussehen. Ich habe nicht so recht was anzuziehen. Die Auswahl an Kleidungsstücken ist nicht sehr groß. Die blaue Monteurhose, zwei karierte Hemden ist alles, was ich besitze. Aber es wird schon gehen. Ich ziehe das blau- und weißkarierte Hemd an. Die Hose ist ziemlich schmutzig. Aber wenn man sie umdreht, kann man sich in ihr doch getrost sehen lassen. Dazu ein Paar buntkarierter Socken, gut eingefettete Stiefel, ein kühn um den Hals geschlungenes Tuch mit einer eingedruckten wildverwegenen Cowboy-Gestalt und der Sonntagnachmittag-Ausgehanzug ist fertig. Tim, Stanley und Bill sind ähn-

lich gekleidet. Beifällig und stolz mustern wir uns, setzen unsere großen, mit einer riesigen Krempe versehenen Stetsonhüte auf und marschieren ab.

In der Stadt geht es zunächst zum Friseur. Es ist tatsächlich ein Genuß, sich rasieren zu lassen. Man legt sich der Länge nach in einen Stuhl, der eigens zu diesem Zweck erdacht ist. Der Meister bedient kunstgerecht die verschiedenen Hebel daran und bringt einen in die richtige Lage. Dann wird einem ein feuchtes, kochendheißes Tuch übers Gesicht gelegt. Wenn man dann eine schöne krebsartige Farbe angenommen hat, wird das Tuch entfernt, um einer dicken Schicht Seifenschaum Platz zu machen. Darüber wird schnell ein ähnliches feuchtes, heißes Tuch gebreitet. Geschickt verhüllt der Friseur damit das Gesicht, so daß nur die Nasenlöcher heraussehen. Ich bin überzeugt, daß er auch die Nase verdecken würde, wenn man nicht doch etwas Luft zum Atmen gebrauchte. So muß man einige Zeit zubringen. Dann wird das Tuch entfernt und das Gesicht sorgfältig abgewischt. Schnell wird man anschließend wieder eingeseift. Der Meister ergreift nun das Messer und beginnt den Bart zu entfernen. Aus geheimnisvollen Büchsen und Fläschchen werden anschließend raffinierte Präparate auf die Gesichtshaut übertragen. Dann endlich ist man fertig. Etwas bedrückt und erleichtert bezahlt man den geforderten Preis und verläßt, nach Wohlgerüchen duftend, den Salon, insgeheim überzeugt, für alle aufgewandte Mühe viel zu wenig bezahlt zu haben.

Bis zum Beginn des Tanzes ist noch reichlich Zeit. Im poolroom treffen wir eine Menge Erntearbeiter, die, auch in der Gegend beschäftigt, den Verlockungen der Stadt nicht widerstehen konnten. Es geht hoch her.

An allen Billardtischen wird fleißig gespielt. Die Einsätze sind angemessen hoch. Dicke Zigarren werden gequalmt. Schokolade, Speiseeis, Limonaden werden in rauhen Mengen verkonsumiert. Mit stärkeren Getränken anzu-

fangen, ist es noch zu früh. Damit wartet man bis zum Tanz. Sonst wird man zu schnell betrunken und hat nichts mehr von der Gemütlichkeit.
Man unterhält sich von den Arbeitsbedingungen, spricht über die gezahlten Löhne. Einige Unverbesserliche fangen in einer Ecke ein Pokerspiel mit unbegrenztem Einsatz an. Bill gesellt sich zu den Spielern. Aus seinem Mund hängt eine gewaltige Zigarre. Mit nachlässiger Handbewegung holt er ein Bündel Geldscheine hervor. Er macht tatsächlich seinen Schwur wahr und will nicht zum Tanz gehen. Pokerspielen ist für ihn jetzt bedeutend interessanter als alle Weiber. Aus seiner hinteren Hosentasche schaut eine große Flasche Feuerwasser. Bald hat ihn das Spiel völlig im Bann. Ab und zu nimmt er einen kräftigen Schluck.
Eine ganze Weile schauen wir seinem Spiel zu. Er scheint auf die Dauer zu verlieren. Dann ist es Zeit, zum Tanz zu gehen. Wir versprechen ihm, ihn nachher abzuholen und verschwinden.
In einer Regierungs-Verkaufsstelle erstehen wir - Bills ähnliche - Flaschen eines Getränkes, das Tim für das allein würdige, von uns genossen zu werdende bezeichnet. Auf den Etiketten steht: „Demarara Rum". Es soll kolossal anregend sein. So ausgerüstet betreten wir Terpsichores Halle. Wir müssen einen Dollar bezahlen. Im Saal herrscht schon ein furchtbares Gedränge, obgleich die Musik noch gar nicht zu spielen begonnen hat. Auf Stühlen, die ringsum an den Saalwänden stehen, sitzt dichtgedrängt eine reichhaltige Auswahl der Blumen der Prairie. In der dem Eingang nächsten Saalecke hat sich das männliche Element in einer soliden kompakten Masse aufgebaut.
Im Saal darf nicht getrunken werden. Überhaupt kann man hier nirgends alkoholische Getränke erwerben. Es ist so eine gute alte Sitte. Gleichermaßen ist es gebräuchlich, sich seinen Vorrat an geistigen Stimmungsmitteln, an möglichst unauffälliger Stelle verborgen, mitzubringen.

Deshalb auch unsere riesigen Flaschen. Verspürt man nun alkoholische Anwandlungen, kann man ihnen in zwangloser Zurückgezogenheit auf dem bewußten Örtchen nachkommen. Natürlich ist diese ganze Prozedur etwas umständlich. Jedoch enthält sie auch einen gewissen Reiz. Der gewünschte Zweck wird auf alle Fälle sicher erreicht. Das Stehen in einer kompakten Masse gehört hier anscheinend zum guten Ton, wenngleich diese Sitte auf die Dauer ermüdend und anstrengend wirkt. Die Damen haben es da viel, viel besser. Sie können wenigstens sitzen. Tische finden sich im Saal überhaupt nicht vor. Wahrscheinlich um den äußeren Anstand zu wahren - es können sich nämlich so keine gemischten Gruppen darum bilden, was der öffentlichen Moral sehr unbekömmlich sein soll.

Mit meiner bewundernswerten und raschen Auffassungsgabe habe ich die allgemeinen Regeln des gesitteten Tanzes schnell erfaßt und nehme mir vor, allen Anforderungen des öffentlichen Anstandes gewissenhaft nachzukommen. Die Musik spielt einen schneidigen, wenn auch schon etwas veralteten Foxtrott. Die in der Saalecke schwankende Masse der „Gentlemänner" löst sich blitzartig auf. Jeder stürzt sich so schnell wie möglich auf den Damenflor und versucht, seinen Anteil davon zu erhaschen. Es ist gar nicht so leicht, ein nur halbwegs brauchbares Mädchen zu schnappen, da die Herren der Schöpfung sich in zu großer Mehrheit vorfinden. Es ist höchstens für ein Drittel die Möglichkeit vorhanden, zarte Bande zu knüpfen. Der Rest wird sich wohl oder übel mit der Schnapsflasche begnügen müssen. Jedoch haben Stanley, Tim und ich gleich von Anfang an das Glück, mit etwas Weiblichem zu konnekten. Etwas steif und gezwungen bewegt sich alles nach den Klängen der Musik durch den Saal. Man ist noch nicht so recht in Stimmung und trägt eine krampfhaft ungelenke Höflichkeit zur Schau.

Feierlich und unbeholfen schiebe ich meine Partnerin hin und her, ab und zu verstohlen mit einem Auge sie musternd.

Ihre Reize sind nicht gerade überwältigend. Ich scheine jemand erwischt zu haben, in deren Adern Blut der Ureinwohner Canadas fließt. Auch fällt sie bestimmt in die Klasse der Schwergewichte. Sonst ist aber alles in Ordnung. Sie hat einen schönen geblümten Rock an und ruht hingebungsvoll in meinen Armen. Riechen tut sie zwar etwas. Ich bin mir nicht klar, ob es der Duft der Prairie oder etwas anderes ist, das ihren Kleidern entströmt, hoffe es aber noch rauszukriegen.

Der Tanz ist vorbei. Die Damen nehmen wieder ihre Plätze ein. Die Herren stehen aber nicht mehr unbeweglich in ihrer Ecke. Ein Kommen und Gehen macht sich bemerkbar. Der Strom fließt aus der Türe, verliert sich in dunklen Nebengängen, kehrt wieder zurück und brandet hin und her. Tim, Stanley und ich vertrauen uns hoffnungsvoll dieser Bewegung an und gelangen glücklich zum bewußten Örtchen. Hier herrscht eine fieberhafte Tätigkeit. Flaschen werden entkorkt und in Betrieb gesetzt. Leute, die mit mürrischer Miene hereinkamen, gehen mit glücklichem Lächeln hinaus.

Unsere Flaschen sind schnell gebrauchsfertig gemacht. Leises Glucksen macht sich bemerkbar. Innerlich gekräftigt, begeben wir uns wieder in den Saal.

Die Atmosphäre ist entschieden netter und anheimelnder geworden. Schmalzig und sanft umschmeicheln uns die Klänge von „Sonny Boy". Tim und Stanley stürzen sich entschlossen in das Gewühl. Mich packt eine tiefe Sehnsucht. Ich habe Verlangen nach den Gerüchen meiner Prairieblume. Aber sie tanzt bereits mit einem riesigen Kerl von Norweger. Ich weiß nicht recht, ob ich meine älteren Rechte geltend machen soll. Ist mein Verlangen auch groß, der Norweger ist doch größer. Eine leise Mißstimmung befällt mich. Teils um diese zu beheben, teils aus Ermangelung einer besseren Beschäftigung, wandle ich mit Tim, der auch nichts erreicht hat, wieder zu dem uns bereits vertraut gewordenen Ort. Das Zeug in unseren

Flaschen ist zwar verdammt scharf, wirkt aber kolossal belebend. Wir werden im Nu ausgesprochen fröhlich.
„Dutchy, was meinst Du? Es ist doch ein bloody nice dance."
„Ja, Tim. Es ist eine verflucht schöne Sache. Prost."
Abwechselnd trinken wir uns zu und gehen dann endlich, das Herz voll Frohsinn und Sonne, wieder in den Saal zurück. Die Musik spielt gerade:

„Don't she cry Susanny.
Don't she cry for me.
I am back from Alabamy
With a banjo on my knee."

Alles singt begeistert mit. Ich stehe mit einem Haufen anderer in der Ecke, schaue den anmutsvoll vorbeischwebenden Paaren zu und warte auf den Schluß des Tanzes, um mir dann irgendwie meine Prairieblume wieder zu beschaffen.
Zwei Leute fangen an sich zu prügeln. Hoffnungsvolles Leuchten erscheint auf den Gesichtern der boys. Ha, jetzt wird es richtig lustig. Partei wird genommen. Der riesige Norweger läßt sein Mädchen stehen und spuckt sich im Vorgenuß des zu Erwartenden liebevoll in die Hände. Aber die Tanzleitung ist auf dem Posten. Ehe man sich noch richtig besonnen hat, auf wen man nun eigentlich zuerst losschlagen soll, sind die Urheber des sich entwickelnden allgemeinen Geraufes bereits getrennt und aus dem Saal befördert. Überall sieht man enttäuschte Mienen. Es hätte so lustig werden können. Leise aufseufzend ziehen die meisten Herren sich wieder zurück, um ihr Inneres anzufeuchten und zu beruhigen.
Stanley ist nirgends mehr zu entdecken. Er hat wahrscheinlich den nötigen Anschluß gefunden und sich verdrückt. Tim und ich sprechen tüchtig den Flaschen zu. Sie sind beinahe schon leer. Wir schwören uns ewige Freundschaft und sind glücklich.

Dann beginnen die Ereignisse schnell einen nebelhaften Charakter anzunehmen. Der Saal fängt an, sich im Rhythmus der Musik mitzuwiegen und zu drehen. Ich finde das furchtbar ulkig und will Tim darauf aufmerksam machen. Doch Tim ist verschwunden.
Jemand singt:

„I remember the Red River valley
and the cowboy who loved me so true."

In meinem Körper muß sich eine Teilung vorgenommen haben, soviel ist mir völlig bewußt. Oder wie ist es möglich, daß ich mich selber ganz deutlich durch den Saal gehen sehe? Es scheint mir ein merkwürdiges physikalisches Phänomen zu sein. Ich muß gelegentlich darüber nachdenken.
Plötzlich ist meine Prairieblume wieder da. Ich wundere mich sehr. Sie sagt mir, daß sie mich liebe.
Irgend so ein dummer Stuhl schiebt sich tückisch zwischen meine Beine. Ich falle hin und denke dabei an die Prairieblume, die mit einmal mit der Luft zu verschmelzen scheint. Sehnsüchtig strecke ich meine Arme aus. Ich will schnell aufstehen und sie festhalten, komme aber nicht mehr dazu.
Jemand faßt mich an. Man hebt mich auf. Ich staune, daß im Saal mit einmal ein so großes schwarzes Loch ist. Und dann ist alles verschwunden.
Neben mir rührt sich etwas. Zum Donnerwetter, das ist ja Tim.
„Tim, lieber, guter Tim. Wie bist Du bloß hierher gekommen?" Tränen der Rührung rollen meine Backen entlang. Ich versuche, ihn ans Herz zu drücken.
Aus dem Saal klingt leise die Melodie:

„There is nothing left for me
of days that used to be.
I live in memory
among my souvenirs."

Uns stört das alles nicht mehr. Gemeinsam machen wir uns an das schwere Werk aufzustehen. Mit dem blöden Tanz wollen wir nichts mehr zu tun haben.
Langsam gehen wir die Straße entlang. Wir treffen Bill, der, vom Pokerspiel kommend, uns abholen will. Auch er hat sich gut amüsiert. Sein Geld ist alle.
Mutig und fröhlich marschieren wir hinein in die Prairie. Wir waren zum Tanz gewesen. Es war, wir wir einstimmig feststellten, sehr nett.
Am nächsten Tag fing dann das Elend (unsere Brummköpfe) mit der Arbeit wieder an. Sie kam uns doppelt so schwer vor nach den fröhlichen Stunden in der Stadt.
Die Dreschsaison nähert sich dem Ende. Heute haben wir unseren letzten „Move" gemacht. Den halben Tag brauchen wir dazu, unser Gerät, den Küchen- und Schlafwagen weiterzutransportieren. Dann fangen wir auf der Farm unseres Brotherrn an zu dreschen. Nur noch drei Tage und wir sind fertig. Dann ist die Ernte für uns vorbei. Eine leise Unruhe erfüllt uns schon alle. Die Gedanken sind nicht mehr hier. Bald werden wir gehen. Unser mühsam verdientes Geld in der Tasche, werden wir wieder Städte sehen, vielleicht in ein Kino gehen, hören, was in der Welt passiert. Wohin ich gehen werde, weiß ich noch nicht. Ein Ort ist so gut wie der andere. Es wartet niemand auf mich.

GENÜSSE DER GROSSTADT

An der Ecke Jasper Avenue - 101st Street ist jetzt um die fünfte Nachmittagsstunde ein ziemliches Gedränge. Nach den langen Monaten in der menschenleeren Prairie stürze ich mich mit Wonne in das Gewühl und gehe langsam die Hauptverkehrsstraße von Edmonton entlang.

Autos surren vorbei, würdige Geschäftsleute von ihren Büros in ihre in den Vororten gelegenen Villen befördernd. Manchmal sitzen auch elegante Frauen darin.

„Verdammt nochmal!"

Ich möchte wohl ganz gerne neben einer dieser Damen sitzen, um mit ihr in ein lockendes Abenteuer hineinzufahren. Ja, wenn man Geld, viel Geld hätte! Oder noch besser über eine anständige Kluft verfügte. Aber so ganz ohne bin ich ja auch nicht. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich bei der Menge von weiblichen Wesen, die die Straße entlangeilen, nicht auch was für mein Herz fände. Zu was ist man sonst in der Stadt? Den ganzen lieben Tag die Straßen langlaufen, wenn man Hunger hat, schnell irgendwo essen und in den ersten Tagen, erst aus Freude später aus Langeweile, zwei- oder sogar dreimal täglich ins Kino gehen. Das macht verdammt keinen Spaß. Ja, es muß eine sweet hot Mary her! Sonst geh' ich lieber wieder in den Busch. Aber ich scheine schon an der richtigen Stelle zu sein. Wie einen doch dieser gewisse richtige Instinkt unfehlbar führt! Ich stehe vor einem hellerleuch-

teten Kino und schaue auf den Strom der hinein- und hinausgehenden Menschen, zwischen die sich Zeitungsverkäufer und ähnliche businessmen drängen. Da stehen doch auch so nette geschminkte Mädchen, die jeden freundlich anlächeln. Ich passe scharf auf. Aber sie sprechen niemand an. Allerdings ist das Ansprechen in diesem Lande verboten. Und da stehen auch einige Schutzleute. Also darum nicht. Na, die werden auch mal weggehen. Etwas früh ist es auch noch. Ich werde erst einige Einkäufe erledigen und dann später . . .

Ich bin nun schon beinahe vierzehn Tage in der Stadt. Ich habe erheblich weniger Geld, von den so heiß ersehnten Genüssen der Zivilisation, inklusive der süßen Marys, die Nase voll und keine Arbeit. Jetzt zum Herbst hier Arbeit zu kriegen, wäre mehr als ein Wunder.

Auch das Bier schmeckt mir gar nicht mehr. Ich sitze im beerparlour und überlege. Eigentlich ist in diesem gesegneten Lande der Zustand des Überlegens, woher man Arbeit nehmen soll, beinahe schon der normale. Die seltenen Fälle, wo man eine nutzbringende, Geld abwerfende Tätigkeit ausüben kann, sind gewöhnlich so sagenhaft dünn gesät, daß sie von vielen schon als unangenehme Unterbrechungen eines normalen Lebens angesehen werden. Zu so einer Ansicht kann ich mich aber noch nicht durchringen. Vielleicht sollte man in den Urwald gehen und Pelztiere fangen. Wenn ich nur wüßte, wie man das anfängt.

Am Nebentisch sitzt ein älterer Herr. Er will sich eine Zigarette anzünden und sucht vergeblich nach Streichhölzern. Ich gebe ihm Feuer. Wir kommen ins Gespräch, und ich werde zum Bier eingeladen. Wir trinken mehrere Bierchen zusammen, und schließlich wird mir von ihm Arbeit angeboten. Er ist „General Manager" einer Bisamrattenzüchter-Vereinigung, die in der Nähe Edmontons eine neue Zuchtfarm einrichtet. U. a. ist auf dem Farmgelände ein Brunnen anzulegen. Natürlich habe ich schon

unzählige Brunnen gebohrt und werde daher aufgefordert, am nächsten Tag in seinem Büro vorzusprechen.
Pünktlich bin ich in dem vornehm ausgestatteten Büro im C.P.R. Building. Ich werde freundlich empfangen. Dann besteigen wir ein Auto und fahren zur Farm hinaus. Dicht am See, in etwa zwei Meter Höhe über dem Wasserspiegel, soll der Brunnen angelegt werden. Die Arbeit soll im Kontrakt vergeben werden. Der ausgeworfene Preis ist 70 Dollar. Ich überlege nicht lange und unterschreibe. Es kann ein recht gutes Geschäft werden. Wir fahren wieder zurück in die Stadt. In zwei Tagen kann ich mit dem Brunnenbau anfangen. Ein Zelt als Unterkunft, das notwendige Handwerkszeug und Bauholz werden dann auf der Farm sein.
In meinem Roominghouse erzähle ich stolz von dem mir übertragenen Auftrag. Die anderen dort hausenden boys platzen beinahe vor Neid. Wichtig suche ich mir unter ihnen einen Teilhaber heraus und nehme einen Landsmann als Partner am Brunnenbau auf.
Unser Zelt ist aufgeschlagen. Lebensmittel sind aus dem etwa einen Kilometer entfernten store besorgt. Die erste Mahlzeit in unserem neuen Heim, zu der wir unseren Brotherrn eingeladen hatten, ist eingenommen. Nun fährt der boß mit seinem Wagen wieder ab, und wir bleiben allein neben unserem Zelt zurück. Wir fühlen, daß wir sehr zur Verschönerung der Landschaft beitragen und machen uns nach einer Weile geruhsam ans Werk. Eilig haben wir es nicht. Wir sind keine Sklaven, die für einen Stundenlohn schuften müssen. Es macht gar nichts aus, wie lange wir arbeiten. Unser Geld kriegen wir doch erst, wenn der Brunnen fertig ist. Und das wird unseres Erachtens doch nur ein paar Tage dauern. Schmunzelnd beginnen wir mit den ersten Spatenstichen und berechnen innerlich den wahrscheinlichen Tagesverdienst.
Gemächlich schaufeln wir einige Stunden, sägen einige Balken und Bretter für die Brunnenwände zu und machen

dann Feierabend. Unser Brunnenloch ist schon bis anderthalb Meter Tiefe fertig. Bald müssen wir auf Wasser stoßen.

Die Farm liegt nur einige hundert Meter von der Grenze einer Reservation der Chippewyan Indianer entfernt. Wir erhalten auch noch gleich am selben Abend Besuch.

John, ein wackerer Krieger seines Stammes, kommt mit seiner Squaw, um sich die neuen Nachbarn anzusehen. Wir sagen sehr höflich „hugh" und sitzen dann stundenlang schweigsam vor unserem Zelt zusammen. Wir wundern uns schon, ob unser Besuch stumm ist. John kaut bedächtig Tabak. Der braune Saft kleckert ihm das Kinn herunter. Endlich taut er auf. „Morgen John bringen viel Fisch, gute Fisch. 50 Cent. Du kaufen?" Fische können wir gebrauchen und sagen ihm, daß er uns welche bringen kann. Wir geben ihm noch einen kräftigen Happen von

unserem Ziegeltabak. Und dann geht John, der Würdevolle, gefolgt von seiner treuen Squaw.
Am nächsten Tag, wir arbeiten gerade tüchtig an unserem Brunnen, erscheint John, gefolgt von der treuen Gattin, die einen riesigen Sack trägt.
„Hier sind Fisch. Viele große, gute Fisch."
Die Squaw setzt den Sack ab. John erhält zunächst etwas Tabak. Dann beschauen wir uns kritisch die Fische. Es sind drei- bis vierpfündige karpfenähnliche Vertreter ihrer Gattung und sollen nach Johns Versicherungen ausgezeichnet schmecken. Also wechseln 50 Cent den Besitzer und John zieht vergnügt ab.
An die Arbeit können wir für heute nicht mehr denken. Erst müssen natürlich die Fische zubereitet werden. Wir machen uns eine gewaltige Portion fertig und essen, bis wir tatsächlich kaum mehr Luft kriegen. Den Rest räuchern wir. Schnell ist ein primitiver Räucherofen gebaut, in den die Fische hineingehängt werden. Die nächsten Tage wird es nun immer Räucherfische geben.
John, der Chippewyan, kommt jetzt Tag für Tag mit seiner Squaw und gewaltigen Ladungen von Fischen. Wir können ihm nicht klar machen, daß wir unmöglich jeden Tag einen halben Zentner Fische essen können. Er hat nur immer die eine Antwort: „Fische - gute Fisch! Sehr billig. 50 Cent."
Dann setzt er sich geduldig neben seine Squaw, schaut zu, wie wir uns mit dem Brunnen quälen, und entfernt sich nach Stunden immer nur sehr widerwillig. Es gelingt ihm aber stets, wenigstens noch ein Stück Tabak von uns zu erhalten.
Heute bleibt unser indianischer Freund mächtig lange aus. Wir wundern uns schon und sind direkt besorgt. Wir haben uns schon zu sehr an ihn gewöhnt. Endlich taucht er auf. Selbstverständlich mit der unvermeidlichen Squaw. Nur der Sack mit den Fischen fehlt.
„Nanu, was ist mit Dir los? Wo hast Du heute die Fische?"

„Ihr nicht mehr wollen kaufen. Mir sehr traurig. Vielleicht ihr kaufen was anderes?"
Wir lassen uns von ihm nicht weiter stören und arbeiten weiter. Der Chippewyan setzt sich und sagt eine ganze Weile nichts mehr. Endlich geht ein Grinsen über sein runzliges Gesicht und er fängt wieder an:
„Mir haben gute Idee. Mir kriegen 50 Cent. He, Du!"
„Was gibt's, John?"
„Du haben keine Frau. Mir haben sehr gute Squaw. Mir verkaufen Dir Squaw. Sehr billig. 50 Cent. Mir kriegen Geld. Du kriegen Frau. Mir happy. Du happy. Squaw sehr hübsch."
Wir sehen uns beide verstört an. Zum Donnerwetter nochmal! Nun will er uns seine dreckige, stinkende Squaw andrehen. Ein Schauder erfaßt uns. Um Himmels willen bloß nicht! Derweilen hockt das brave Weib ungerührt auf ihrem Platz, als ob sie die ganze Angelegenheit gar nichts anginge.
„Ne, John. Wir haben zu Hause jeder schon eine sehr hübsche Frau und können daher Deine nicht mehr brauchen."
Etwas wie Enttäuschung geht über des Indianers Gesicht. Er faßt sich aber schnell und versucht nochmals sein Glück. „Macht gar nichts. Deine Squaw sehr weit weg. Du brauchen Frau hier. Du dann viel Spaß. Nachher mir nehmen Squaw zurück. Du jetzt kaufen?"
Zu seinem Leidwesen lehnen wir auch dieses Angebot ab, Wäre der Gegenstand der Offerte nicht schon so abgelagert gewesen, hätten wir vielleicht mit uns reden lassen. Aber so! Auf keinen Fall. Um ihn zu trösten, gebe ich ihm einen ganzen Block Ziegeltabak. Aber er verschwindet dann endlich doch nur halb getröstet.
Leider geht es mit dem Brunnenbau nicht so schnell, wie wir erwartet haben. Wir sind schon mehr als eine Woche bei der Arbeit. Im Schweiße unseres Angesichts haben wir ein acht Meter tiefes Loch ausgehoben. Wir graben schon

lange weit unter dem Wasserspiegel des Sees. Aber es gibt kein Wasser. Wir sind in fetten, blauen Ton geraten. Wenn man nur wüßte, wie dick diese Tonschicht ist. Vielleicht können wir noch jahrelang graben, ehe wir da wieder rauskommen. Und wir kriegen nur 70 Dollar für den verdammten Brunnen, ganz gleich, wie lange wir daran arbeiten. Wenn es nicht bald anders wird, setzen wir noch Hemd und Hose zu. Das geht natürlich nicht so weiter. Es muß ein Ausweg gefunden werden.

Gestern war unser Auftraggeber da. Wir setzten ihm die Sachlage des langen und breiten auseinander mit der Hoffnung, einen höheren Preis zu erhalten. Er lachte nur und sagte: „Well, boys, das ist Euer Pech! Ich wäre verrückt, mehr zu zahlen. Ihr brauchtet ja nicht zu unterschreiben. Geschäft ist Geschäft. Ihr würdet an meiner Stelle auch nicht mehr bezahlen. Ich gebe Euch, wie ausgemacht, 70 Dollar nach Fertigstellung und nichts mehr. Wenn Ihr Glück habt, werdet Ihr vielleicht nicht zu schlecht abschneiden. Mir ist das aber sehr egal. So long."

Nun sitzen wir, Trübsal blasend, vor unserem Zelt und überlegen, was zu machen ist. Mein Partner macht mir heftige Vorwürfe. Er möchte am liebsten den ganzen Dreck liegen lassen und nach Edmonton zurückkehren. Ich sträube mich heftig gegen diesen Gedanken. Wir machen uns ja lächerlich, wenn wir im Roominghouse erzählen müssen, daß wir die ganze Zeit umsonst gearbeitet haben. Aber eins ist mir auch restlos klar: Der Brunnen muß in den nächsten Tagen fertig werden, sonst verdienen wir nichts mehr dabei. Auch die Aussicht, vielleicht noch Wochen in dem Zelt hausen zu müssen, ist nicht verlockend. Verzweifelt zermartere ich mir mein Gehirn. Morgen, spätestens übermorgen, müßten wir fertig werden. Dann würde doch noch ein ganz schöner Tagelohn für uns abfallen. Der Brunnen muß daher in zwei Tagen fertig sein. Mir fällt ein, daß mein Auftraggeber bei unserem ersten Zusammensein im beerparlour über allgemeine Geschäfts-

praktiken gesprochen und dabei auch gesagt hat, daß jede Arbeit gut ist, für die man Bezahlung erhält. Deshalb sollte man stets an einen Auftrag nur soviel Sorgfalt anwenden, daß man sicher sein kann, Bezahlung dafür zu erhalten.

Ja, die Bezahlung ist die Hauptsache und die müssen wir spätestens übermorgen kriegen. Ich werde schon einen Weg ausfindig machen.

Am anderen Tag gehen wir nach einem neuen Plan vor. Zuerst wird ein Fußboden im Brunnen gelegt. In der Mitte desselben sparen wir ein kleines Loch aus. Mein Partner hat irgendwo einen Erdbohrer entdeckt. Wir steigen damit in das Brunnenloch und bohren noch rund zwei Meter tiefer in den Lehm hinein. Aber es gibt immer noch kein Wasser. Enttäuscht schmeißen wir den Bohrer in eine Ecke. Wir werden sicherlich noch ein paar Kilometer bohren müssen, ehe wir auf Wasser stoßen.

Dann gehen wir zu unserem Zelt und essen Räucherfisch. Gerade will ich beim zweiten Fisch anfangen, da kommt mir die Erleuchtung, die große Idee.

„Menschenskind!" juble ich. „Morgen haben wir soviel Wasser, wie wir wollen. Der Brunnen ist fertig."

Mein Kamerad ist neugierig und quält mich mit Fragen. Ich hülle mich aber stolz in Schweigen und gebe ihm nur den guten Rat, sich hinzulegen und zu schlafen. Wir haben heute die ganze Nacht zu arbeiten.

Am anderen Vormittag ist der Herr Direktor wieder da. Wir geleiten ihn zum Brunnen und weisen stumm auf unser Werk. Es ist Wasser in rauhen Mengen darin. Ein Eimer wird hinuntergelassen und bis zum Rand gefüllt wieder heraufgeholt. Das Wasser ist sauber und klar. Unser Auftraggeber ist zufrieden. Wir packen schnell unsere Sachen und werden von ihm gleich nach Edmonton mitgenommen. In seinem Büro erhalte ich den ausgemachten Geldbetrag. Wir sind zufrieden. Er auch. Wir trennen uns in aller Herzlichkeit.

Und wie wir den Brunnen so schnell fertig kriegten? Es ist ganz einfach.
Ich könnte mich heute tatsächlich nochmal ohrfeigen, daß ich damals meine große Idee nicht früher bekam. Es ist doch ganz klar, daß der Ton, der kein Wasser in unseren Brunnen hineinließ, auch kein Wasser herauslassen würde. Und das war die Idee, meine große Idee. Was lag näher, als aus dem See vermittels einiger Eimer Wasser in den Brunnen zu transportieren.
Das haben wir dann auch in der Nacht getan und haben mit Hilfe eines Wassereimers und eines geräumigen Kochtopfes enorme Wassermengen in den Brunnen gegossen. Und siehe da, unsere Arbeit war beendet.
Ich bin kaum zwei Tage in Edmonton - meine Glücksserie scheint überhaupt nicht mehr abzureißen - da wird mir schon wieder Arbeit angeboten. Mein früherer Brotherr, für den ich den Brunnen fertiggestellt hatte, hat, wie das nun so einmal ist, einen Freund, der sich in einem Edmontoner Vorort eine Villa im Blockhausstil bauen lassen will. Und da hat er sofort an mich gedacht. Da sieht man wieder einmal, daß es sich bezahlt macht, eine Arbeit zufriedenstellend auszuführen.
Nun sitze ich in einem nett eingerichteten Büro und verhandle mit Mr. Tooth, Baumaterialien en gros, über die Errichtung seines Hauses. Ich benehme mich, wie es einem erfahrenen Blockhausbauer geziemt, und werde in Mr. Tooths Pläne eingeweiht. Das Ende vom Lied ist, daß ich mich kontraktlich verpflichte, gegen eine Zahlung von 500 Dollar in einem Zeitraum von drei Monaten sämtliche bei dem Bau in Frage kommenden Arbeiten auszuführen und das Haus schlüsselfertig zu übergeben. Handwerkszeug und Baumaterialien sind dagegen vom Bauherrn zu liefern.
Frohgelaunt verabschiede ich mich und fühle mich ganz als Unternehmer. Am selben Tag noch engagiere ich zwei Leute gegen einen Monatslohn von 20 Dollar und freier

Verpflegung. Der Rest des Tages wird mit Einkäufen ausgefüllt.
Am anderen Morgen bringt uns ein mit den notwendigen Baumaterialien beladenes Auto zum Baugelände hinaus. In einem neben dem Bauplatz stehenden leeren Gebäude quartiere ich mich mit meinen Leuten ein.
Bald ist alles emsig bei der Arbeit. Fundamente werden ausgemessen und ausgeschachtet. Aus dem Wald dringen dumpfe Axtschläge. Die ersten Bäume fallen.
Meiner neuen Würde als Unternehmer eingedenk, stolziere ich mit geschwelltem Busen hin und her. Der Badenser hat seine Instruktionen erhalten und schuftet fest mit den Leuten mit. Doch ich habe auch allerhand zu tun. Erstmalig muß ich dafür sorgen, daß tüchtig gearbeitet wird, und muß mich um das rechtzeitige Eintreffen der Baumaterialien kümmern. Dann sind Lebensmittel einzukaufen und die Mahlzeiten zuzubereiten.
Ich bin sehr stolz auf mich selbst und meinen überquellenden Unternehmungsgeist. In Gedanken sehe ich ganze Reihen neuer Häuser, die alle selbstverständlich von mir gebaut sind. In meinem Kopf schwirren vergnüglich phantastische noch zu verdienende Dollarsummen umher. Traumverloren schaue ich aus dem Fenster auf meine eifrig werkende Kolonne. Ein brenzliger, sengeriger Geruch belästigt meine Nase. Herrgott, die Kochtöpfe! Unsanft wieder in die Wirklichkeit versetzt, versuche ich zu retten, was zu retten ist.
Alle Zukunftsträume sind vergessen. Mir ist sehr mulmig zu Mute. Hätte ich nur ein paar Tage voraussehen können, hätte ich nie den Auftrag übernommen. Denn wie die Zukunft und das Ende meiner Tätigkeit als Unternehmer zeigen sollte, habe ich mich bei dieser ganzen Kontraktgeschichte sehr dämlich benommen. Und zwar, das wurde mir sehr bald zur entsetzlichen Gewißheit, hatte ich mich wie ein Greenhorn angestellt, denn nur ein solches konnte so einen Kontrakt unterschreiben. Brrr - ein eisiger

Schauder packt mich immer wieder, denke ich an meine damalige Dusligkeit. Mein einziges Glück bei der Sache war - und das ließ mich dann schließlich noch mit heiler Haut entkommen - daß mich Tooth noch für idiotischer hielt, als ich in Wirklichkeit war.

Beinahe eine Woche waren wir schon bei der Arbeit, und ich hatte immer noch keinen Bauplan. Wohl hatte mir Tooth den Grundriß gegeben, aber alle sonstigen Angaben fehlten. Sollte sich das Haus nicht allmählich zum babylonischen Turm entwickeln und wollte Tooth, wie es im allgemeinen Sitte war, auch Fenster und Türen in seinen Palast eingebaut haben, so mußte ich umgehend nähere Details haben. Doch war es merkwürdig, daß alles Anrufen im Büro nichts nützte. Ich wurde von Tag zu Tag vertröstet. Mein Wunsch, endlich mal schwarz auf weiß zu sehen, wozu ich mich eigentlich verpflichtet hatte, wurde immer lebhafter und stieg im reziproken Verhältnis zu meinen schwindenden Geldmitteln. Entsetzliche Zweifel marterten mich.

Merkwürdigerweise wurden mir die laut Kontrakt zu liefernden Baumaterialien auch nie pünktlich gestellt. Wenn es so weiter ging, konnten wir nie in drei Monaten fertig sein. Und dann ade Bezahlung!

Für einen bestimmten Tag war von mir die Lieferung von Zement für das Fundament angefordert worden. Der Zement kam erst zwei Tage später. Inzwischen hatte es den ersten Frost gegeben. Sollte ich vielleicht auf wärmere Tage warten? Es war schon spät im Herbst. Vielleicht hörte der Frost gar nicht mehr auf. Und ich mußte doch fertig werden, sonst gab es kein Geld. Also mußte auf alle Fälle ein Fundament her. Kurz entschlossen ließ ich meine Leute die Ausschachtungen und Verschalungen für das Fundament mit Sand und Steinen füllen. Dann wurde der Zement oben darübergestreut. Einer meiner Leute übergoß den ganzen Zauber mit Wasser. Die Geschichte wurde glatt gestrichen. Die Fundamentierungsarbeiten

waren beendet. Es fror weiter tüchtig und die Kälte tat ihr Werk. Wir konnten bald die Verschalungen entfernen und nach Ausbesserung einiger Schönheitsfehler auf der so entstandenen Grundlage weiterbauen.

Vergnügt rieb ich mir die Hände. Drei Arbeitstage sind glatt gespart. Das Wetter wird wohl nicht mehr umschlagen. Was im Frühjahr Tooth mit seiner Villa anfangen wird, soll meine Sorge nicht sein.

Das Haus war bis zu Fensterhöhe gediehen. Einen Bauplan hatte ich immer noch nicht. Es wird mir zur furchtbaren Gewißheit - obwohl mein ganzes Inneres sich dagégen sträubt - daß wir nie fertig werden können. Auch hatte ich inzwischen erfahren, daß dieser gerissene Tooth selbst ein Baubüro betreibt und in der ganzen Stadt Bauten ausführt. Da konnte etwas nicht stimmen. Ich sah schon meinen letzten Dollar in diesem verdammten Bau verschwinden ohne jegliche Hoffnung, auch nur einen Cent wiederzusehen. Vor meinen Leuten oder von Tooth, der öfters zur Baustelle herauskam, ließ ich mir jedoch nichts anmerken. Könnte ich bloß einen Ausweg finden, der mich aus den Schlingen dieses Kontraktes befreit!

Wieder einmal war Tooth auf dem Bauplatz. Die Pläne hatte er wieder nicht bei sich. Ich mochte auch gar nicht mehr danach fragen. Doch brachte er immerhin etwas Neues. Er wollte, daß ich am Haus noch einen als Garage dienenden Anbau errichten sollte, und fragte mich, ob sich das nicht noch machen ließe.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Endlich sah ich einen Ausweg. Mit scheinbarem Interesse ging ich auf seinen Plan ein.

„Ja gewiß. Das ließe sich schon machen. Jedoch müssen Sie mehr zahlen."

„Würden 80 Dollar genügen?"

Ich zeigte mich damit einverstanden, verlangte aber außerdem eine Verlängerung des Bautermins um 14 Tage.

Damit war Tooth einverstanden. Wir verabredeten uns für den Nachmittag im Büro seines Rechtsanwaltes.
Nach dem Mittagessen gab ich meinen Leuten die Anweisung, alle Arbeiten einzustellen und sich für einen sofortigen Abmarsch bereit zu halten.
Der Rechtsanwalt hatte schon einen neuen Vertrag vorbereitet. Feierlich holte ich meinen alten Kontrakt aus der Tasche und zerriß ihn. Tooth tat das gleiche mit seiner Ausfertigung. Dann schob er mir den neuen Entwurf zur Unterschrift zu. Ich ergriff die Feder, zögerte eine Weile und tat so, als ob mir etwas noch nicht klar war. Dann legte ich den Federhalter wieder hin und sagte, daß meine ganze bisherige Arbeit doch eigentlich hinfällig sei, wenn ich den neuen Vertrag unterschriebe. Ich müßte einen Teil der Wände wieder abtragen lassen. Auch müßte ein Teil der Fundamente geändert werden, so daß ich praktisch einen großen Teil der bisherigen Arbeit umsonst getan hätte. Und deshalb müßte ich eigentlich noch eine besondere Entschädigung erhalten. Zweihundert Dollar dafür wären nicht zuviel. Ich würde daher keinen neuen Kontrakt unterschreiben, bevor ich nicht dies Geld hätte. Ja, so sagte ich und setzte mich wieder bescheiden hin. Ein betretenes Schweigen trat ein. Tooth sah seinen Rechtsbeistand an. Endlich sagte er, daß er zu dieser Bezahlung bereit wäre und daß der Rechtsanwalt die Summe in den neuen Kontrakt aufnehmen werde.
Damit war ich aber nicht einverstanden und forderte Bargeld mit der Begründung, daß ich mit meinen Geldmitteln ziemlich am Ende sei und doch weiterhin meine Leute verpflegen und löhnen müßte. Tooth wollte nicht recht ran. Ich setzte alles auf eine Karte. Ich verwies darauf, daß der bisherige Vertrag auf seinen Wunsch außer Kraft gesetzt wurde und ich daher auf alle Fälle erst mal Bezahlung für die bisher geleistete Arbeit verlangen könnte. Ich würde, so führte ich weiter aus, unbedingt auf Be-

zahlung bestehen, keine andere Verpflichtung eingehen und mich notfalls an das Gericht wenden.
Tooth wurde sehr schweigsam und sah mich forschend an. Darauf verschwand er mit dem Rechtsanwalt im Nebenzimmer, woselbst er für lange Zeit verblieb. Endlich erschienen die Herren wieder. Mir wurde ein Schein zur Unterschrift vorgelegt, laut dem ich gegen eine Zahlung von 200 Dollar auf alle Ansprüche gegen Tooth verzichte. Ich atmete auf, unterschrieb schnell und erhielt das Geld. Dann sollte ich den neuen Kontrakt unterschreiben, was ich aber sehr höflich ablehnte. Damit war meine Tätigkeit als Bauunternehmer endgültig beendet.
War Tooth nun auch ein ausgekochter Geschäftsmann, so war er aber auch wiederum ein „Sport". Er brachte mich in seinem Auto zur Baustelle hinaus. Unterwegs erklärte er mir lachend, daß er ja nun mit seinem Plan hereingefallen wäre. Ich hätte mich sehr nett aus der Schlinge gezogen. Er als Baufachmann wäre sich natürlich von vornherein klar darüber gewesen, daß ich nie meine kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen hätte erfüllen können. Aber Geschäft wäre Geschäft. Ich hätte kostenlos drei Monate arbeiten müssen und er hätte dann das Haus von seinen eigenen Leuten fertigstellen lassen. Sein Fehler sei gewesen, daß er mich noch für grüner angesehen hätte, als ich wirklich gewesen wäre. Auf alle Fälle hätte er für sein Geld doch die bisher geleistete Arbeit, wenn der Spaß auch etwas teuer sei.
Mir fiel das famose Fundament ein. Insgeheim mußte ich lachen, als ich mir vorstellte, was für ein Gesicht er im Frühjahr machen wird, wenn die Geschichte auftauen wird.
Geschäft ist eben Geschäft! Ich war wieder einmal restlos zufrieden und hatte ein wunderbares Gefühl an der Stelle, an der wohlverborgen die 200 Dollar ruhten.
Meine Leute waren schnell abgelöhnt. Tooth brachte sie großmütiger Weise mit seinem Wagen in die Stadt. Ich

blieb noch zurück und machte Bilanz. Vierzehn Tage gearbeitet; Löhne, Verpflegung, Sonstiges macht 87.34 Dollar; bleibt ein Reingewinn von rund 112 Dollar. Gut, sehr gut! Gemächlich packte ich mein Bündel und machte mich vergnügt auf den Weg zur Stadt - neuen Abenteuern entgegen.

ALS FALLENSTELLER IM URWALD

Der Zug rattert durch die dunkle, verschneite Nacht. Er hat noch einen sehr langen Weg vor sich und hat es deshalb mächtig eilig. Edmonton liegt schon weit hinter uns. Die Maschine schnauft und ächzt. Sie hat tüchtig zu tun. Jedoch die Kolben gleiten unermüdlich in gleichmäßigem Rhythmus hin und her und zwingen die großen Räder, die die vielen langgestreckten Wagen durch die weiten Räume des schweigenden Landes tragen, beharrlich die Steigung hinauf. Bald werden wir in den Bergen sein, den rauhen, unwirtlichen Felsengebirgen.

Das flache Land verschwindet nur ganz allmählich, um sanft ansteigenden Hügeln Platz zu machen, die sich bald zu trutzigen Felsmassen türmen werden. Und zu diesen sich über den ganzen Horizont erstreckenden Hügeln will ich hin. In den schweigenden Wäldern der Vorgebirge will ich untertauchen, um ein einsames, wildes, abenteuerliches Jägerleben zu führen. Wenn dann der Schnee schmilzt und der Frühling wieder kommt, werde ich sie wieder verlassen.

Die Großstadt ist mir leid geworden. Mich lockt die Einsamkeit und die Lust am Unbekannten und das Leben des Waldes. Jugendträume werde ich verwirklichen. Endlich sollen alle die Träume wahr werden, die vor vielen Jahren ein Junge hatte, der im Kreise anderer Bleichgesichter als kühner Trapper die Wälder um das

Heimatstädtchen auf der Suche nach Beute durchstreifte. Und nun wird dieser Junge, werde ich durch wirkliche Urwälder streifen und meine Büchse wird ihre Stimme sprechen lassen. Und dort die stählernen Fallen, die jetzt noch so harmlos in dem Sacke, der im Gepäcknetz liegt, ruhen? Bald, sehr bald, werden sie im Urwald liegen und darauf warten, ihre scharfen Zähne in das Fleisch der vielen Füchse und der anderen Waldbewohner zu schlagen.

Ihr Bewohner des Waldes merkt nur auf. Ich komme! Ich werde bald in eurer Mitte weilen und Schrecken und Verderben in eure Reihen bringen. Dieser liebe und brave Zug bringt mich näher und näher. Ja, bald bin ich da. Auch mein schöner, neuer Mauser ist schon geladen.

So sitze ich im Zug und träume und fahre durch die Nacht. Nur eine kleine halbe Stunde noch, dann bin ich in Marlborough. Dort werde ich aussteigen und in die finstere Nacht hineingehen, immer weiter hinein, schnurgerade nach Norden. Und dann, wenn ich an einem kleinen, versteckten See eine Blockhütte errichtet, Ofen und Bett gezimmert und in die Wand einen Nagel für die Bratpfanne eingeschlagen habe, dann wird endlich das freie, herrliche Jägerleben beginnen.

Der Zug verlangsamt seine Fahrt und hält. Der Schaffner ruft:

„Marlborough!"

Schnell suche ich meine Siebensachen zusammen und steige aus. Ehe ich mich recht orientiert habe, ist der Zug schon wieder fort.

Tiefes Dunkel ist um mich her. Ein einziges Haus steht dicht am Geleise, in dem der Bahnwärter haust. Sonst gibt es ringsum nur Wald, unheimlich viel Wald. Ohne Frage ist es das, was ich mir gewünscht habe. Doch so, in der rauhen Wirklichkeit, sieht alles so ganz anders, gar nicht verlockend, aus. Auch ist es sehr kalt. Es ist schon Mitte Oktober. Ich beschließe daher, das freie Jägerleben lieber

erst morgen zu beginnen und mich für den Rest der Nacht dem hinter dem Hause stehenden Stall anzuvertrauen. Am anderen Morgen marschiere ich mutig los. Mit gespannter Büchse betrete ich den Wald und künde mein Erscheinen durch einen feierlichen Signalschuß an. Dann mache ich mich über mein vieles Gepäck her und beginne, es mutig in den Busch hineinzutragen.

Fünf Tage später. Ich hocke verdrießlich vor einem Feuer. Das Jägerleben hab' ich schon reichlich dick. Ich habe noch keinen Schwanz zu sehen bekommen und habe mich wie ein Ochse abgerackert, mich und mein Gepäck tiefer in den Wald hineinzuschleppen. Es ist alles kunstgerecht von mir getan worden. Auch bin ich streng nach dem Kompaß marschiert. Doch bin ich nicht sehr schnell vorwärtsgekommen und bin jetzt höchstens 20 Kilometer von der Bahnstation entfernt. Es ist eine mühsame Arbeit. Der Schnee liegt schon ziemlich tief. Die Skier, die ich in weiser Voraussicht in Edmonton gekauft hatte, waren wegen des dichten Unterholzes nicht zu verwenden. Ich habe sie schon lange zerhackt. Man sinkt ziemlich weit in den losen Schnee ein. Abends bin ich immer entsetzlich müde und ausgepumpt. Die Nächte bringen auch keine Ruhe und Erholung. Es ist kein Vergnügen, mit nur zwei Decken auf abgeschlagenen Tannenzweigen zu liegen. Die Nächte sind lang, endlos lang, und das Feuer darf nie ausgehen, und ich bin doch immer so müde. Ein paar Zehen sind mir bereits angefroren. Aber was hilft das alles. Ich muß weiter.

Drei Wochen später. Ich hab' es endlich geschafft. Seit vier Tagen schon bin ich eifrig beim Bau einer kleinen Hütte auf der schmalen Lichtung an dem von dichtem Röhricht verborgenen kleinen See. Heute werde ich das erste Mal in der Hütte schlafen, die ich mehr schlecht als recht zusammengehauen habe. Ein Feuer wird im Ofen brennen. Es wird hübsch warm sein. Und es ist auch höchste Zeit. Ich weiß es ganz bestimmt. Lange

hätte ich es nicht mehr ausgehalten, obgleich ich mir dies nie bewußt eingestehen mochte. An das freie Jägerleben denke ich schon lange nicht mehr. Ich habe nur das eine Verlangen, mal richtig schlafen zu können.

Nach einigen Tagen beginne ich mich für die Umgebung zu interessieren. Aber es ist nicht mehr die Lust am Jagen, die mich dazu treibt, sondern die bittere Notwendigkeit. Ich muß Fleisch haben. Meine geringen Vorräte werden bald aufgezehrt sein. Außerdem ist es auf die Dauer weder sehr anregend noch bekömmlich, ausschließlich von Mehlbrei und Tee zu leben.

Beinahe vier Wochen lang laufe ich jetzt schon mit dem Mauser im Wald herum und habe noch nichts Schießbares gesehen. Man könnte junge Hunde kriegen. Überall im Busch wimmelt es von Elchspuren. Sogar ganz nahe bei meiner Hütte zeichnen sich täglich frische Spuren im Schnee ab. Wie ein Wilder renne ich im Walde herum. Ich kann keines dieser Viecher sehen. Ich gehe von meiner Hütte zum See, um aus einem Eisloch Wasser zu holen. Auf dem Rückwege - es ist zum Verzweifeln - sehe ich eine frische Elchspur, die meine vor zehn Minuten entstandenen Fußabdrücke kreuzt. Einen Elch sehe ich natürlich nicht. Ich ändere meine Taktik. Grimmig entschlossen besteige ich hohe Bäume und hocke dort unbeweglich stundenlang immer mit der Hoffnung, doch endlich einen Elch zu erblicken. Es nützt auch nichts. Dann gehe ich nachts los. Im Mondschein stehe ich, trotz der schneidenden Kälte, hinter Büschen verborgen und warte. Aber es ist immer wieder nichts. Endlich gebe ich es mutlos auf. Ich lasse den schweren Mauser in der Hütte. Nur mit dem Tesching bewaffnet, gehe ich in den Wald. Ich hatte ein paar Fallen ausgesetzt und wollte sie inspizieren. Vielleicht war da irgend etwas drin. Und dann sehe ich, hinter einer Gebüschgruppe sich mehrere dunkle Flecken bewegen. Elche waren es, mindestens vier, fünf Stück. Und ich stand da

mit meinem kleinen Tesching und mit meinem Talent. Mit welchen Gedanken und Gefühlen ich am Abend meinen obligaten Mehlbrei runterfraß, möchte ich lieber nicht schildern.

Fremder, würdest Du etwa eine Woche später in meine Hütte geschaut haben, würdest Du einen Gegenstand gesehen haben, der bisher nur ein trostloses, erbärmliches Schattendasein geführt hatte. Die Bratpfanne war in Betrieb. Ein Steak, angesichts dessen Größe ein Klosettdeckel vor Neid den Geist aufgegeben hätte, briet darin. Ich stand in feierlicher Erwartung daneben und wartete auf den Augenblick, der einer der Höhepunkte meines jetzigen Jägerlebens werden sollte und an den ich noch immer nur mit inniger Zärtlichkeit zurückdenken kann. Und draußen vor der Hütte hing noch Material genug für viele, viele derartige Mammutsteaks.

Ja, die Sonne war endlich für mich in Gestalt eines Elches aufgegangen. Nur etwa 200 Meter von meiner Behausung entfernt, hatten meine scharfen Jägeraugen ihn am frühen Morgen erspäht. Nun dienen seine von fünf Kugeln in allen Richtungen durchbohrten edlen Teile sowie deren Umhüllung einem von mir durchaus gebilligten edlen Zweck.

Nachdem so die Frage meines leiblichen Wohles in durchaus befriedigender Weise gelöst ist, fange ich an, meine Fallen mit liebevolleren Blicken anzusehen und beginne ernsthaft den Pelztieren nachzustellen. Einen langen Abend verbringe ich in der Hütte mit der Zubereitung von sachgemäßen Ködern. Wunderbare Markknochen werden zurechtgelegt. Ebenso zarte Stückchen Elchleber. Einer Konservenbüchse wird zerhacktes Eingeweide anvertraut. In eine andere Büchse kommt frisches Blut. Kurzum: ich bereite gewissenhaft und mit Liebe alle erdenklichen Leckerbissen vor. Und zum Schluß schärfe ich geduldig mit Hilfe eines Steines das in Edmonton vorsorglich erworbene Schwedenmesser.

Früh am nächsten Morgen ziehe ich los und keuche, schwer mit Fallen und Ködern bepackt, durch den stillen Wald. Ich krauche durch dickes Gestrüpp, winde mich durch das Unterholz und setze an allen Stellen, an denen Spuren im Schnee die Anwesenheit von Lebewesen verraten, meine Fallen auf. Natürlich verfahre ich jedesmal anders. Ich weiß nämlich nicht recht, welche Fangverfahren die besten sind. Ebenso weiß ich noch nicht, was für Tiere die einzelnen Spuren hinterließen. Ich hoffe aber, alle diese Feinheiten des Trapperberufes noch rauszukriegen und lege deshalb vorläufig auf die verschiedensten Arten die Markknochen und die anderen Leckerbissen aus. Manchmal buddle ich einen Knochen in den Schnee ein. Manchmal buddle ich die Falle ein und lege einen Knochen auf den Schnee. Auch lege ich gelegentlich listig ein Stückchen Gezadder auf den Schnee und stelle eine Falle offen und harmlos darauf. An zwei Stellen, an denen vielversprechende große Spuren sich im Schnee abzeichnen, gehe ich ganz raffiniert vor. Ich buddle ein paar Knochen, Blutklumpen und Eingeweide in den Schnee, decke alles sorgfältig zu und verteile rings um die Köderstelle drei oder vier Fallen, die ohne Köder im Schnee verborgen werden. Mit einem Tannenzweig streiche ich den Schnee wieder glatt und lösche, rückwärts gehend, auch meine Fußstapfen wieder aus. Von weitem schaue ich zufrieden auf das gelungene Werk. Morgen ist sicher ein Fuchs oder irgend so ein Biest darin. An einigen Stellen entdecke ich im Schnee richtige ausgetretene Wechsel. Natürlich lege ich sofort in genau auskalkulierten Abständen eine Anzahl von Fallen hinein, die ich ebenso selbstverständlich, um die Fangmöglichkeiten zu erhöhen, mit den verschiedenen mir zur Verfügung stehenden Lockmitteln bestücke. Der Vollständigkeit halber will ich noch hinzufügen, obgleich dies eigentlich selbstverständlich ist, daß ich mir auch, um den Menschengeruch zu verschleiern, Blut an die Stiefelsohlen

geschmiert und auch einige Stücke Eingeweide daran geklackst hatte. Selbstverständlich waren meine Handschuhe auch in Elchblut getaucht. Nach stundenlanger intensiver Arbeit waren alle Fallen ausgesetzt. Ich bin sehr zufrieden und gehe müde, mich auf das Elchschnitzel freuend, das ich mir braten werde, zu meiner Hütte.

Schlafen, daran war nicht zu denken. Ich sitze die ganze Nacht wach in der Hütte, werfe ab und zu ein paar Stücke Holz in den Ofen und versuche mir vorzustellen, was ich alles in den Fallen vorfinden werde. Endlich ist die Uhr sechs. Mit angenehmem Kribbeln in den Fingern und einer ungeheuren Spannung im Busen gehe ich los. Es ist wieder Abend geworden. Ich sitze am Ofen und spucke ab und zu gedankenvoll auf das glühende Blech, daß es nur so zischt. Warum war eigentlich in meinen Fallen nichts drin? Sicher habe ich einen Fehler beim Aufstellen der Fallen gemacht. Vielleicht auch sind Markknochen nicht das Richtige. Morgen wird's dann eben auf eine andere Art versucht!

Und nun versuche ich, jeden Tag auf andere Arten Pelztiere zu fangen. Dabei vergehen Tage und Wochen. Es ist immer dasselbe. Elchfleisch essen und gelegentlich mal einen Mehlbrei. Ab und zu als Abwechslung gibt es ein Rebhuhn. Dazu Holzhacken, Schnee zum Kochen schmelzen und als Hauptbeschäftigung, ohne Erfolg Fallen zu stellen. Und nun ist es schon Mitte Februar geworden. Meine Beute beläuft sich bis jetzt auf sieben der grauen kanadischen Erdeichhörnchen und auf einen Hermelin, den ich geschossen habe. An und für sich ist das mit dem Hermelin ein Rekord. Es gibt sicher bisher keinen Trapper oder Kanada-Jäger, dem es gelang, einen Hermelin zu schießen. Aber in meine Fallen ging nichts rein. Da sitze ich doch vor einigen Wochen wie gewöhnlich am Abend traurig in meiner Hütte und versuche, mir neue Fangmethoden auszudenken. Da passiert die Sache mit

dem Hermelin. Ich ziehe ab und zu an meiner Pfeife, die ich mit Tee gestopft habe, da der Tabak längst alle ist - ich trinke seither nur noch warmes Wasser - und komme gerade zu dem Schluß, daß Fenimore Cooper und Karl May die Erträgnisse der Pelztierjagd doch arg übertrieben haben, da sehe ich, wie sich auf dem Boden meiner Hütte etwas bewegt. Meine Augen quellen mir beinahe vor Erstaunen aus dem Kopf heraus. Sitzt da tatsächlich ein Hermelin, ein richtiggehender Hermelin, und schaut mich ganz harmlos an. Meine erste Verblüffung wandelt sich schnell in einen riesigen Zorn. Ich ergreife meinen Tesching und dann beginnt in der Hütte eine wilde Jagd. Ich sitze mit finsterer, entschlossener Miene in der Türecke auf dem Boden. Diesen Platz wählte ich, um ein Entkommen des Hermelins durch die sehr schlecht schießende Türe zu vereiteln. Sämtliche in meinem Besitz befindlichen Talglichter sind angezündet und verbreiten ein helles Licht. Und dann versuche ich zu Schuß zu kommen. Der Hermelin flitzt hin und her. Bald taucht er über dem Bett auf. Bald saust er irgendwo anders lang. Ich schieße wie besessen. Ich bin eisern entschlossen, nicht eher aufzuhören, ehe die Munition alle oder das Tier erlegt ist. Und ist die Munition aufgebraucht, so werde ich den Hermelin eben greifen, aushungern oder sonst irgendwie kriegen. Mein muß er auf alle Fälle werden. Zwei aufregende Stunden sind vergangen, da gelingt mir ein Meisterschuß.

Der Hermelin ist für einen Augenblick unter dem Bett sichtbar. Ich drücke ab. Das Tier ist verschwunden. Nichts rührt sich mehr. Nach einer langen Weile pirsche ich mich vorsichtig an das Bett heran. Und da liegt es, mausetot . . . mein erstes Pelztier. Die Kugel hatte eine alte Konservenbüchse getroffen, war abgeprallt und hatte den Hermelin erschlagen.

Es vergehen einige Tage. Meine Beute hat sich immer noch nicht vermehrt. Ich gehe wieder einmal meine

Fallen ab. Als ich an den Rand der Lichtung komme, wo ich eine starke Falle für Füchse aufgestellt hatte, sehe ich, wie sich etwas Weißes in dem Eisen bewegt. Mein Herz setzt vor freudigem Schreck beinahe aus.

„Weiß! Das muß ein Polarfuchs sein. Der bringt mir sicher seine 100 Dollar."

Innerlich jubelnd drehe ich die Flinte um und stürze mit geschwungenem Kolben darauf los und erschlage den „Fuchs".

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hat, besehe ich mir meine Beute genauer. Und da muß ich feststellen, so leid es mir tut, daß es kein Fuchs ist, sondern nur ein gewöhnliches Schneeschuhkaninchen. Seitdem weiß ich aber wenigstens, wie diese Tiere aussehen und was für Spuren sie hinterlassen.

So vergeht Tag für Tag. Ich fange nichts. Allerdings gelingt es mir jetzt, ab und zu einige Karnickel zu fangen, die, wenn das Fell auch nichts wert ist, doch ganz gut zum Essen sind.

Anfang März tritt dann endlich eine Wendung ein. Ich fange in einer Falle ein richtiges Pelztier. Es ist ein unvergeßlicher Tag in meinem Dasein als Fallensteller.

Am Vortage hatte ich mir an der anderen Seite des Sees, an dem mein Blockhaus stand, einige Rebhühner geschossen. Auf dem Rückweg zur Hütte sehe ich an einem Abhang im Schnee ganz frische ausgetretene Spuren. Es sind richtige Gänge im Schnee. Ich verfolge sie etwa 150 Meter weit und komme an eine Höhle. Ich wundere mich sehr, war ich doch schon oft über diesen Abhang gegangen und hatte nie etwas bemerkt. Schnell hole ich einige Fallen. Nach einer Stunde waren drei Eisen ausgelegt, ohne Köder, einfach im Schnee der Spur verborgen. Die Ankerketten machte ich an einigen großen Knüppeln fest.

Früh am nächsten Morgen gehe ich los, um nachzusehen. Die erste Falle ist zugeschnappt und leer. Ich

ärgere mich furchtbar und gehe weiter. Die zweite Falle ist verschwunden. Der Schnee ist ganz festgetrampelt und mit Blut gesprenkelt. Ich fiebere. Hoffentlich finde ich die Falle wieder. Aufmerksam verfolge ich die Spuren im Schnee, die anzeigen, wohin die Falle verschleppt wurde. Mit einem Male bin ich an der Höhle oder, wie man wohl als Waidmann sagt, dem Bau am Abhang. Auch hier vor dem Eingang ist der Schnee festgetrampelt und weist Blutspuren auf. Wütend stehe ich davor.

Sicher ist das Vieh mit der Falle in seinen Bau gelaufen. Wie soll man es da rauskriegen? Zunächst stochere ich mit einer langen Stange im Eingang rum. Aber nichts rührt sich. Eine Beilpicke oder Schaufel habe ich nicht, um versuchen zu können, den Bau auszugraben. Also bleibt nur ein Mittel übrig: „Ausräuchern."

Emsig beginne ich, Reisig und grünes Holz herbeizuschleppen. Etwa zwanzig Schritte entfernt liegt, halb unter Schnee begraben, eine noch grüne Pappel. Gerade das Richtige in dieser Situation. Ich stapfe durch den Schnee darauf zu und werde vor Schreck beinahe blaß. „Da bewegt sich doch etwas unter dem Baum."

Richtig hockt ein dickes fettes Tier darunter und hat die vermißte Falle am Bein.

Da die Augen des Tieres mich böse anschauen, gehe ich vorsichtshalber nicht näher. Ich reiße schnell die Flinte von der Schulter, versuche, mit dem Lauf nicht zu wackeln, und jage dem Vieh auf acht Schritte eine Mauserkugel durch den Kopf. Wie ich nachher feststellen konnte, war vom Kopf nicht viel übrig geblieben. In meiner Hütte angelangt, mache ich mich an die Arbeit des Abziehens. Es ist mir ziemlich schleierhaft, was ich eigentlich erbeutet habe. Ich überlege emsig und komme zu dem Schluß, daß es ein Dachs ist. Erstens leben Dachse in Erdbauten, zweitens sind Dachse, wie ich annehme, etwa 20-30 Pfund schwer, was auch für meine Beute zutrifft. Und dann sind auch Dachse sehr fett. Und fett ist

auch dieses Biest. Dachs soll sehr gut schmecken und Dachsfett sehr gesund sein. Also beschließe ich, mir Fett und Fleisch einzuverleiben.

Das ausgelassene Fett riecht zwar ein bißchen komisch. Die ersten Pfannkuchen, die ich mir darin backe, schmekken auch nicht so wie sonst. Aber auf alle Fälle gibt ihnen das Dachsfett einen sehr pikanten Geschmack. Ich bin damit zufrieden.

Später, im Frühjahr, erfuhr ich dann von dem Pelzaufkäufer in Jasper, daß mein Dachs ein Skunks war. Heute, noch nach Jahren, schaudert mich, wenn ich an den pikanten Geschmack der Pfannkuchen zurückdenke.

Nun beginnen glückliche Tage. Der Dachs hat scheinbar den Bann gebrochen. Es finden sich die ersten Hermeline in den Fallen vor. Bald folgt ein etwas schäbiger Rotfuchs. Dann gibt es einen Nerz. Es ist jetzt eigentlich jeden Tag irgendetwas in den Eisen. Die Zeit vergeht mir etwas rascher. Es wird Ende März. Ich fange an, die Tage zu zählen. Mitte April werde ich mich auf den Rückmarsch zur Siedlung machen. Das einsame Leben habe ich ziemlich satt und sehne mich nach Menschen.

Als es dann endlich soweit ist, tut es mir doch beinahe leid, den Platz zu verlassen, an dem ich soviele einsame Stunden verbracht habe.

Zum letzten Male mache ich meinen Rundgang durch den Wald und nehme meine Fallen auf. Hier und da bleibe ich in Erinnerung versunken stehen.

„Weißt Du noch?"

An dieser Stelle fing ich den ersten Fuchs. Und da, in dem Baum habe ich so manche Nacht frierend bei meinen vergeblichen Versuchen, einen Elch zu schießen, verbracht. Und dieser mächtige Baum unweit meiner Hütte. Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ich von Dir Umschau hielt, als ich mich im Schneesturm verirrt hatte und im dichten Schneetreiben meine Hütte nicht wiederfinden konnte.

In Gedanken verloren schaue ich in das Land. Damals ... ja damals. Und morgen werde ich für immer von hier fortgehen. Nachdenklich gehe ich zu meiner Hütte zurück. Kochgeräte und Fallen sind vergraben. Alles ist zum Aufbruch gerüstet. Ich nehme nur die Gewehre, die Felle, Kleidungsstücke und die notwendigsten Lebensmittel mit. Mehr kann ich nicht tragen. Vielleicht komme ich wieder mal her und hole den Rest, der hinter der Hütte vergraben liegt.

Am anderen Morgen breche ich auf. Bald werde ich in Marlborough sein. Dort hört die Wildnis auf. Dort sind die blitzenden Schienenstränge. Da werde ich wieder Menschen sehen.

Ich ersteige den hohen Hügel, an dessen Fuß der kleine See und meine Hütte liegen, und schaue noch einmal über die schweigenden Wälder. Fern im Norden erstreckt sich das silberne Band des mächtigen Athabaskaflusses. Weit, weit hinten steigen mächtige Berge empor. Und nirgends ein Mensch. Klein und verloren fühle ich mich in dieser erhabenen Einsamkeit.

Stumm und ernst liegt das Land vor mir und redet doch eine Sprache, eine wilde gewaltige Sprache. Und wer diese Sprache kennt und versteht, der findet diese Wälder nicht mehr schweigend und bedrückend. Auch ich verstehe jetzt diese stumme Sprache. Ich habe das Land liebgewonnen, trotz all den Enttäuschungen, die ich hier erfahren. Den Schwachen und Müden haßt es wohl und versucht, ihn erbarmungslos zu zerstören. Aber den Starken liebt es und ist ihm gut. Und ist man auch fern und lebt das pulsierende Leben der großen Städte, wird doch immer in stillen Stunden das Erinnern kommen und die Sehnsucht nach den schweigenden Wäldern des Nordlandes erwachen.

Leb' wohl! Ein letzter Blick. Dann nimmt mich der schweigende Wald auf. Bald wird die Sirene des Zuges ertönen, der mich wieder auf rollenden Rädern durch das Land tragen wird. Noch gibt es soviel zu erleben.

ZWISCHENFÄLLE MIT BAHNPOLIZISTEN

ie kleine Hütte am stillen See ist beinahe schon vergessen. Ich bin in einer anderen Welt. Jasper ist nur ein unbedeutendes Nest mit sehr wenig Einwohnern. Mir aber kommt alles sehr gewaltig vor. Ich wundere mich, daß es so viele Menschen gibt.

Mein verwildertes Aussehen, meine langen, flatternden Haare und der wilde Bart erregen keinerlei Aufsehen. Man ist hier so etwas gewohnt. Einige Leute sprechen mich an. Sie halten mich sehr richtig für einen Trapper und wollen mir meinen Fang abkaufen.

Mit einem von ihnen werde ich schnell einig. Ich weiß wohl, daß ich in Edmonton mehr herausschlagen würde, aber da ich kein Geld habe, muß ich leider schon hier verkaufen. Edmonton ist weit. Dann gehe ich zum Barbier, den ich bald darauf, verjüngt und verschönt, befriedigt verlasse. Ein paar Overalls und ein neues Hemd werden gekauft und angezogen. Der Gentleman ist fertig und kann sich in jenes hellerleuchtete Restaurant begeben, um mit Genuß die Speisekarte herunter zu essen. Und dann geht's selbstverständlich in den beerparlour.

„Oh, wie schmeckt das Bier gut!"

Spät am Abend gehe ich zum Bahnhof, um mich nach einer Fahrgelegenheit umzusehen. Da der nächste Frachtzug erst in zwei Tagen durchkommen wird und ich merkwürdigerweise eine unbändige Sehnsucht nach Edmonton

in mir verspüre, kaufe ich eine Fahrkarte. Nur schnell weg.

Und in Edmonton? Das sah immer noch genau so aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Im boardinghouse wohnen zwar andere Landsleute, aber Geld oder Arbeit hat auch keiner von ihnen. Die Straßen bieten genau dasselbe Bild. Die geschminkten Mädchen warten noch immer vor den Kinos und lächeln die Passanten an.

Die Verkehrsschutzleute stehen an den alten Plätzen. Die Autos hupen und lärmen vorbei. Die Menge schiebt und drängt sich wie sonst. Arbeitslose sind überall. Bei der Heilsarmee ist Hochbetrieb. Kurz und gut, es ist zum Speien langweilig.

Ich kann die rauschenden Wälder nicht vergessen. Die Unruhe in meinem Herzen wächst. Die Stadt, mit der ich sie betäuben wollte, steigert sie nur. Die Großstadtluft sagt mir nicht zu. Ich muß weiter.

Und eines Nachts wandere ich nach Calder hinaus. Dort ist der große Güterbahnhof. Von dort rollen nächtlich die Züge hinein in das Land. Ich will den Zug erwischen, der westwärts durch die Berge zum Stillen Ozean - nach Prince Rupert - fährt.

Man hatte mir gesagt - kundige Leute waren es, die diese Strecke schon oft gemacht hatten - daß der „westbound freight" jede Nacht so gegen vier, fünf Uhr von Edmonton-Calder abfährt, und daß der beste Platz zum Aufspringen am Wasserturm sei.

Nun stehe ich am Wasserturm und warte auf den Zug. Der Güterbahnhof, der ein ziemliches Stück zurück sich erstreckt, hat eine beträchtliche Ausdehnung. Lebhaftes Treiben herrscht auf ihm. Maschinen fahren auf den verschiedenen Gleisen umher. Es wird rangiert. Annähernd zwei Stunden vergehen. Da braust endlich auf dem Gleis, das nach Westen führt und an dem ich stehe, ein Frachtzug heran. Ich mache mich zum Sprung fertig. Aber als der Zug da ist, ist seine Geschwindigkeit schon so groß,

daß ich den Sprung nicht mehr wage. Enttäuscht wandere ich übernächtigt und durchgefroren wieder nach Edmonton zurück. Auf alle Fälle werde ich morgen wieder da sein und es noch einmal versuchen. Aber es ist zum Verzweifeln. Ich kann scheinbar nicht von Edmonton fortkommen. In der nächsten Nacht bin ich wieder in Calder. Es ist noch lange Zeit bis zur Abfahrt des Zuges. Da ich sehr müde bin und es anfängt zu regnen, krauche ich in eine leere Bretterbude, um dort in Ruhe auf meinen Zug zu warten.

Als ich endlich aufwache, ist es heller Tag und der Zug schon lange fort. Verdrossen laufe ich wieder zur Stadt. Ich habe eine ziemliche Wut im Bauch, will es aber in der nächsten Nacht noch einmal probieren.

Und in der nächsten Nacht? Ich könnte tatsächlich einen Besen fressen, verschlafe ich wieder. Nun habe ich aber genug. Nochmals nach Edmonton zurücklaufen? Das kommt gar nicht in Frage. Kurz entschlossen mache ich mich auf den Weg. Immer die Schienen lang nach Westen. Nach zwei Tagen bin ich in Carvel. Zwei Kilometer hinter der town stoße ich auf einen Wassertank. Manchmal halten hier die Züge nach dem Westen, um Wasser zu nehmen. Hier will ich erneut mein Glück versuchen. Der Wassertank liegt für einen Tramp geradezu ideal. Kaum zweihundert Schritte entfernt steht eine Scheune. Es kann aber auch ein Stall sein. Auf der anderen Seite der Geleise ist ein Farmhaus zu sehen. Dort wohnt sicher der Bauer, dem der Stall gehört. Ich warte die Dämmerung ab und gehe dann zu dem Gebäude. Es wird sich sicher gut darin schlafen lassen. Niemand ist zu sehen. Die Tür ist offen. Warme Luft schlägt mir entgegen. Es ist ein Schweinestall. In einem Verschlag liegen Säcke. Wunderbar! Ein Riegel ist an der Tür. Ich schiebe ihn vor. Nun kann mich niemand mehr stören. Die Schweine grunzen behaglich. Ich krieche auf die Säcke und grunze bald gleichfalls zufrieden.

Jemand rüttelt an der Tür. Verschlafen und ärgerlich springe ich auf. Das ist doch eine blöde Sauerei. Nicht mal seine Ruh' kann man haben. Auch die Schweine sind wach geworden und quieken böse. Wütend öffne ich die Türe.

„Was wollen Sie hier?"

Ich werde ganz klein und häßlich. Vor mir steht der Farmer.

„Na, hast Du gut geschlafen, mein boy?", so begrüßt er mich freundlich. Ich bin etwas verlegen und sage, daß ich hier auf einen freight warte.

„Denn mach man zu, mein Junge. Es muß gleich ein Zug hier durchkommen."

Tatsächlich ertönt im selben Augenblick noch sehr entfernt die Sirene eines Zuges. Ich mache, daß ich wegkomme. Schnell sause ich die Böschung hinunter. Wahrhaftig, da kommt ein Zug. In meiner Aufregung habe ich vergessen, Deckung zu nehmen. Das Zugpersonal sieht mich und winkt mir freundlich zu. Der Zug fährt sehr langsam. Ich überlege nicht lange. Ein kühner Schwung - ich bin oben und fahre mit dem wieder Tempo aufnehmenden freight in den Westen hinein.

Ich liege in einem offenen, mit Sand beladenen Wagen. Der Sand ist schön warm. Vergnügt schaue ich in die Gegend. Am Abend nähern wir uns Edson. Kurz vor dem Bahnhof springe ich ab und gehe auf Umwegen in die Stadt. Der railroadbull (Eisenbahnpolizist), der hier stationiert ist, soll auf die fahrenden Brüder nicht gut zu sprechen und sehr scharf sein. Deshalb ist es besser, wenn man vorsichtig ist. In einem kleinen Chinesenlokal esse ich ein stabiles Abendbrot. Anschließend schleiche ich mich wieder auf den Bahnhof. Ich habe Glück und erwische noch meinen alten Zug, der nach einem längeren Aufenthalt gerade abfahren will. Er fuhr noch sehr langsam. Es war ein Kinderspiel aufzuspringen.

„Menschenskind, es geht alles tadellos."

Edson mit seinem bösen Eisenbahnbull ist schnell vergessen.

Ich hole meine Decken heraus. Jetzt ist keine Gefahr mehr. Der nächste Halt ist Jasper. Wir werden erst am Morgen da sein. Solange kann ich beruhigt schlafen. In Jasper heißt es allerdings wieder aufpassen. Auch dieser Ort soll nicht ganz stubenrein sein.

Nach altbewährter Methode - ich habe den Bogen schon raus - springe ich wieder kurz vor der Stadt ab. Der Zug bleibt in Jasper und fährt nicht weiter. Die nächste Fahrgelegenheit ist erst am Nachmittag.

Da ich Jasper schon kenne - es gibt wirklich nichts in der town zu sehen - lungere ich den ganzen Tag in der Nähe des Bahnhofs umher. Nach Jasper Lodge, wo der große Nationalpark anfängt, ist es zu weit.

Mittag ist längst vorbei. Eine Rangiermaschine bemüht sich, einen Zug zusammenzustellen. Ich verfolge mit Interesse die Arbeiten. Es ist der Zug, mit dem ich weiterfahren werde. Nach einer geraumen Zeit ist er zusammengestellt. Auf den Nebengeleisen bieten einige Pullmanwagen gute Deckung. Man kann in ihrem Schutz sehr gut an den haltenden Güterzug herankommen. Ich halte angespannt Ausschau. Von dem Bahnpolizisten ist nichts zu sehen.

Es wäre doch viel einfacher und bequemer, gleich hier aufzusteigen, als weit hinter der Station den Sprung auf den fahrenden Zug zu riskieren. Kann ich mich bis zur Abfahrt verbergen, kann eigentlich nichts mehr passieren. Dann kann der Polizist mir den Buckel herunterrutschen. Der Zug steht weit von dem Bahnhofsgebäude entfernt und wird in der Höhe des Stationsgebäudes schon eine ganz schöne Geschwindigkeit haben. Dann wird er meinetwegen nicht mehr anhalten, sollte ich auch gesehen werden.

Gesagt, getan. Ich hocke unter einem auf dem Nebengeleise stehenden Güterwagen und warte auf die Abfahrt.

Urplötzlich heult die Sirene der Maschine auf. Der Zug setzt sich langsam in Bewegung.
Auf der dem Stationsgebäude abgewandten Seite hänge ich an der Leiter eines großen geschlossenen Güterwagens. Der Zug gewinnt schnell an Geschwindigkeit. Beruhigt klettere ich in den nächsten Flachwagen und schaue sorglos in den Sonntagnachmittag hinein.
Plötzlich verlangsamt der Zug seine Geschwindigkeit und bleibt genau vor der Station stehen. Ich sitze wie auf dem Präsentierteller. Mir ist gar nicht wohl zu Mute. Doch der Polizist ist nirgends zu sehen. Mir ist auch alles egal. Ruhig bleibe ich auf meinem Wagen sitzen. Einige Mädels winken mir zu. Leute lachen. Der Schaffner, der vom Zuge abgesprungen war, kommt mit einigen Papieren aus dem Stationsgebäude heraus. Er grinst mich an und steigt wieder auf den Zug. Ich fühle die Sympathie der Leute und atme erleichtert auf.
„Wenn bloß der bull nicht kommt!"
Einige bange Minuten vergehen. Endlich setzt sich der Zug wieder in Bewegung.
„Gott sei dank."
Der Bahnhof entschwindet den Blicken. Wir fahren in eine Kurve hinein und kommen an einen Bahnübergang. Einige Tramps liegen dort. Sie springen auf, rennen mit voller Kraft neben dem fahrenden Zug her und springen geschickt auf. Ein wütendes Geschimpfe wird laut. Hinter einem Busch taucht der bull auf. Er rennt und flucht. Ein Schuß ertönt. Doch die Tramps sind längst alle auf dem Zug. Und der Zug fährt schon sehr schnell.
Interessiert habe ich mir den ganzen Vorgang angesehen und denke froh, daß es doch sehr richtig war, schon vor der Station aufzusteigen. Es hätte hier sehr leicht etwas passieren können.
Nacheinander kommen drei oder vier der boys über die Dächer geklettert und nehmen auf meinem Flachwagen Platz. Sie fragen, wohin ich will, und bewundern meine

Frechheit, einfach auf dem Bahnhof aufzusteigen. Ich bin sehr stolz. Sie wollen alle nach Vancouver, wohin dieser Zug fährt. Wenn ich nach Prince Rupert will, muß ich in Red Paß, das wir spät am Abend erreichen werden, umsteigen.

Wir fahren schon lange durch die Berge. Das Zugpersonal nimmt keinerlei Notiz von uns und läßt uns völlig ungeschoren. Dann fahren wir endlich in Red Paß ein. Es ist schon stockfinster.

Wir springen ab. Ich wünsche meinen Reisegefährten einen guten Trip und dann verliere ich mich zwischen den Geleisen, um meinen Zug zu suchen.

Bis jetzt war alles gut gegangen. Aber nun habe ich mit einemmal ausgesprochenes Pech. Ich renne einem CNR.-Bull direkt in die Arme. Er ist mit einem furchterregenden Hund bewaffnet. Ich erschrecke mächtig und sehe mich schon hinter eisernen Gardinen sitzen. Man müßte eigentlich versuchen wegzulaufen. Aber ich gebe jeden Gedanken an eine Flucht schnell auf. Der Hund knurrt mich zu böse an. Der bull stellt mich in barschem Ton zur Rede. „Woher kommst Du? Hast Du Geld bei Dir?"

Ich schiele ängstlich auf den Hund und sage, daß ich von Jasper komme. Edmonton erwähne ich klugerweise nicht. Das liegt sehr weit entfernt. Der Bull könnte noch wütender werden, wenn er hörte, daß ich die Bahn eine so lange Strecke kostenlos benutzt habe.

„Wohin willst Du denn jetzt?"

Ich nenne die nächste größere Station. Dort sind, wie ich weiß, einige Sägemühlen.

„Ich will versuchen, in den Mühlen Arbeit zu kriegen. In Jasper gibt es keine Arbeit. Ich habe dort eine Frau und Kinder, die nach Brot schreien. Geld habe ich nicht. Deshalb mußte ich mit dem Frachtzug fahren. Ach lassen Sie mich laufen. Ich muß doch Geld verdienen für meine Familie."

Ich sage dies alles mit einer demütigen, vor Wehmut und

Bescheidenheit zitternden Stimme. Der Bull scheint beeindruckt. Er schaut mich nachdenklich eine Weile an und sagt:

„Ja, es ist sehr schön, daß Du nach Arbeit unterwegs bist. Aber ich kenne den Platz, wohin Du willst. Dort wirst Du kein Glück haben. Aber wart' mal! Versuche es mal in ... Und er nennt den Namen einer kleinen Town, die noch weiter entfernt liegt. Wenn Du dahin kommst, frag nach Mc. Carthy. Er ist ein guter Bekannter von mir. Vielleicht kann er Dir Arbeit in seinem Kamp geben. Jetzt mach' aber, daß Du weiterkommst und laß' Dich hier nie mehr sehen."

Der Hund knurrt böse. Ich danke so höflich, wie ich kann, und mache, daß ich wegkomme. Nach einer Weile finde ich glücklich den richtigen Zug. Ich komme ohne Schwierigkeiten rauf und bin heilfroh, als die Fahrt wieder weitergeht.

Mit dem schnellen Vorwärtskommen ist es aber vorbei. Die Züge in der Richtung Prince Rupert sind alle sehr kurz. Sie haben nur wenig Frachtwagen und nehmen in zwei oder drei Pullmanwagen auch Reisende mit. Natürlich ist so was sehr unangenehm, da das Begleitpersonal stärker ist. Auch fahren die Züge nur immer bis zum nächsten Divisionspunkt. Da hat man dann die Sorge alle hundert oder hundertfünfzig Kilometer, wie man einen anderen Zug erwischt.

Wir fahren nun mitten durch die Felsengebirge. Die Nächte sind unangenehm kalt. Es macht gar keinen Spaß mehr, auf den Dächern herumzuliegen. Auch muß man sich vor den vielen Tunnels in Acht nehmen, die der Zug durchfahren muß. An Schlafen kann man nur denken.

An einem einsam gelegenen Wassertank, wo der Zug hält, steige ich ab und laufe die Reihe der Güterwagen entlang. Hoffentlich habe ich Glück und finde einen offenen. Endlich entdecke ich einen Wagen, an dessen Tür die Plombe fehlt. Vorsichtig schaue ich hinein. Fast bis zur Decke

türmt sich eine Holzladung. Aus einer Ecke dringt ein leises Schnarchen. Sicher ein Kollege. Beruhigt klettere ich hinein, schließe behutsam die Tür und krieche bescheiden in eine andere Ecke. Meine Schlafdecke ist schnell heruntergeholt. Es ist hier im Wagen schön warm. Der Zug fährt wieder. Mir fallen die Augen zu.

Es ist merkwürdig still um mich her. Wir fahren ja gar nicht mehr. Da stimmt irgend etwas nicht. Ich krauche aus meiner Ecke. Mir fällt der Schnarcher ein. Er ist verschwunden. Nanu! Vorsichtig stecke ich den Kopf durch die Tür. Mein Blick fällt auf ein Stück Wald. Sonnenstrahlen spiegeln um den Giebel eines Hauses. Es ist niemand zu sehen.

Mit einem Satz bin ich aus dem Wagen und schaue mich um.

„Verdammter Mist! Das kommt nur vom Schlafen!"

Da hat man mich irgendwann in der Nacht ausrangiert und mit der verfluchten Holzladung hier stehen lassen. Ich gehe zu dem Haus. Eine kleine rundliche Frau sagt mir, daß sie und ihr Mann, der Bahnwärter, die einzigen Lebewesen hier herum seien. Nur drei Wegstunden entfernt liegt ein kleines Kamp, in dem Bahnschwellen hergestellt werden. Die Holzladung sei für dieses Lager bestimmt. Auf meine Frage, wann der nächste Zug hier durchkommt, wird mir zur Antwort:

„In drei Tagen. Aber der hält hier für gewöhnlich nicht."

Auf mein Bitten verkauft sie mir ein halbes Brot. Mit diesem und der tröstlichen Gewißheit, daß ich bis zur nächsten Ansiedlung mindestens zweieinhalb Tage lang die Bahnschwellen langstolpern kann, haue ich ab.

Man sollte die Leute, die diese Bahnschwellen gelegt haben, aufhängen. Zwei, drei Schritte trippeln, dann wieder einen langen Schritt dazwischen, ab und zu einen tüchtigen Sprung, so ein Laufen wirkt ganz bestimmt nicht erhebend auf das Gemüt. Wütend mache ich nach einigen Stunden eine Pause. Die Beine tun scheußlich weh. Ich habe mäch-

tigen Hunger und schlinge das Brot hinunter. Das geht sehr schnell. Dann lasse ich den Kopf hängen und mache in Stimmung.

Beinahe zwei Jahre bin ich jetzt in diesem Land. Jahre, die bestimmt doppelt zählen. Was für Träume hatte ich gehabt. Wieviel Geld wollte ich in diesem „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" verdienen. Unbegrenzte Möglichkeiten? Ja, aber meistens sind sie negativ. Es stimmt, keiner hindert einen daran, zu tun, was man will. Aber keiner denkt auch daran, daß man ein Mensch ist. Jeder für sich. Gott für uns alle.

Klar, für jeden ist ein Platz in diesem großen Land. Ich habe ja auch einen Platz. Keiner macht ihn mir streitig. Es ist allen egal, ob ich hier neben diesem verdammten Schienenstrang sitze oder wo anders.

Bitte, bedienen Sie sich. Es ist alles da. Für jeden freie Auswahl. Bloß, wenn Sie etwas von mir haben wollen - haben Sie Geld? Nicht! Tut mir herzlich leid. Jeder muß sehen, wo er bleibt.

Richtig, jeder muß sehen, wo er bleibt. Tadellose Sache so was. Unbegrenzte Möglichkeiten! Ausgezeichnet! Eintausend, wenn ich will fünftausend Kilometer freie Bahn. Keiner hindert mich. Der Busch ist frei. Die Jagd auch. Bedienen Sie sich. Alles da. Zu fressen auch. Haufenweise. Kostet gar nicht viel. Ein paar lumpige Dollar nur. Aber erst mal welche haben. Zwei Jahre auf der Jagd nach dem Dollar.

Ach was, wird schon irgendwie werden. Man ist doch noch jung. Wozu hat man zwei kräftige Arme. Manchmal ist es auch gar nicht so übel.

Karl May! Abenteuer gibt's genug. Meistens bloß keine angenehmen. Auch so ein Abenteuer hier zu sitzen. Woanders wäre es entschieden besser. Aber schließlich ist Abenteuer eben Abenteuer.

Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Natürlich. Immer

weiter. Keine Müdigkeit vorschützen. Auf nach Prince Rupert! Vielleicht ist es da anders.
Verfluchter Mist! Wenn ich bloß in dem lausigen Güterwagen nicht eingeschlafen wäre. Möglichkeiten! Zunächst gibt's nur eine: Auf mit den faulen Knochen! Rauf auf die Schwellen und dann immer weiter, mal trippeln, mal hüpfen, mal stolpern. Eigentlich auch eine ganz schöne Auswahl von Möglichkeiten. Ausgezeichnet! Werde ich eben mal in den nächsten Tagen die Schönheit kanadischer Eisenbahnschwellen bewundern.
Ich laufe wieder. Ein paar Stunden vergehen. Mal gibt's zur Abwechslung eine schöne Kurve, mal balanciere ich vorsichtig über eine Brücke. Damit dies alles nicht zu eintönig wird, gibt's ab und zu auch mal einen netten Tunnel. Abends haue ich mich neben die Strecke und penne ein paar Stunden. Zum Frühstück esse ich loganberries, die hier massenhaft wachsen. Auch leiste ich mir den Luxus einer Zigarette. Und dann immer wieder weiter.
Und dann gibt's eine Ueberraschung. Man sollte es nicht für möglich halten. Tatsächlich ein Teufelsland - ungeahnte Möglichkeiten - doch richtig. Einige hundert Meter vor mir taucht an der Strecke ein Haufen ausgedienter Schwellen auf. Wie ich näherkomme, bemerke ich, daß auf dem Haufen jemand sitzt und trübselig in die Gegend starrt.
„Howdy stranger. Wie kommst Du denn in diese bloody country?"
„Damn it. Hast Du was zu fressen?"
Ich verneine. Er rutscht etwas zur Seite und ich setze mich neben ihn.
„Hast recht, sagt er nach einer Weile, es ist ein goddam blutiges Land. Hast Du wirklich nichts Eßbares? Ich habe schon zwei Tage nichts mehr gefressen."
„Ne, wirklich nicht. Ich hatte nur ein halbes Brot und das habe ich gestern schon aufgegessen."
„Damn it! What a country. Wie heißt Du denn?"

„Sag' einfach „dutchy" zu mir. Und Du?"
„Ich heiße Bill."
„Na, sag' mal, Bill, wie kommst Du eigentlich hierher?"
„Ja, weißt Du. Da ist doch so ein lausiges Kamp hier in der Nähe. Ich dachte, dort Arbeit zu kriegen. Aber sie haben mir nicht mal was zum Fressen gegeben. Und Du?"
„Mensch, ich hab' Pech gehabt. Ich wollte nach Rupert jumpen und habe meinen freight verloren. Ein Frachtzug kommt in den nächsten Tagen hier nicht durch. Und so will ich bis zur nächsten town laufen. Kommst Du mit, Bill?"
„Duslige Frage. Glaubst Du, ich will hier verrecken!"
Langsam setzen wir uns in Bewegung. In Gesellschaft stolpert es sich bedeutend angenehmer von Schwelle zu Schwelle. „What a bloody country!"
Die nächsten zwei Tage sind wie ein böser Traum. Übernächtigt, verfroren und hungrig laufen wir dahin. Zu essen gibt's nichts außer loganberries. Unsere Bauchriemen haben wir so eng wie möglich zusammengezogen. Tabak haben wir auch nicht mehr.
Gegen Mittag tauchen auf einer Lichtung an der Bahn einige Häuser auf. Es ist ein kleines Sägewerk. Mit unfehlbarer Sicherheit steuern wir auf das Gebäude los, das die Küche beherbergt.
Der Koch ist emsig dabei, das Mittagsmahl zu rüsten. Es duftet lecker nach Braten und anderen guten Sachen. Wir gehen hinein.
„Hallo Koch, how is the chance for a meal. Wir haben schon lange nichts mehr in unseren Bauch gekriegt. Hast Du nichts übrig für uns?"
Der Koch, ein eingetrockneter Chink, schaut uns neugierig an und fragt, wie wir denn hierher kommen. Wir erzählen ihm unser Pech und fragen nach dem boß. Vielleicht kann man Arbeit bekommen.
„Oh, del boß nicht hiel. Boß im Wald. Sehl gutel boß. Abel Albeit gibt's hiel keine. Ihl boys haben sehl gloßen

Pech. Walten mal eine kleine Weile. Ich sehl busy. Viel zu tun. Ihl helfen ein bißchen. Ich geben Euch dann sehl gutes Dinnel."

Bald sind wir in voller Tätigkeit. Bill putzt Gemüse. Ich habe einen riesigen Eimer neben mir stehen und schäle Kartoffeln. Liebliche Gerüche durchziehen die Küche. Uns wird ganz schwach im Magen, aber wir lassen uns das nicht anfechten und arbeiten ruhig weiter. Charlie wird schon für unseren Magen sorgen.

Endlich ist es soweit. Das Gemüse ist sauber. Die Kartoffeln sind geschält. Charlie ist sehr mit uns zufrieden. „Velly good boys. Kommen und essen."

Mit einer einladenden Handbewegung verweist er uns an den Küchentisch, auf dem viele eßbare Sachen stehen.

„Alles fül Euch. Ihl albeiten gut. Nun ihl essen gut und viel. Ist es nicht genug, blinge ich mehl."

Mit vorquellenden Augen stürzen wir an den Tisch. Das Handwerkszeug wird in Betrieb gesezt. In der nächsten halben Stunde hört man nur monotone Kaugeräusche. Wir vertilgen enorme Mengen an Fleisch, Kartoffeln und Gemüse. Ich bringe es auf fünf Koteletten, Bill auf sieben. Aber der hat auch schon länger gehungert. Nachdem der erste Appetit gestillt ist, machen wir uns mit Genuß über den Nachtisch. Es gibt Pfirsichkonserven, Kuchen und Kekse, dazu Kaffee. Wir fressen und fressen.

„Oh, welch ein Genuß, sich den Bauch mal richtig vollschlagen zu können."

Aber schließlich geht es nicht mehr. Wir stoßen satt und zufrieden auf. Dann versuchen wir stöhnend aufzustehen. Der Magen ist schwer wie ein Stück Blei. Die Knie zittern uns leise. Aber es gelingt uns doch noch, die Tür zu erreichen.

Draußen legen wir uns sofort hin. Wir beginnen die angenehme Verdauungsarbeit und schlafen zufrieden bald ein.

Am späten Abend wachen wir auf. Das Kamp liegt friedlich in der Abenddämmerung da. Zu sehen ist niemand.

Auch in der Küche ist alles still. Wer weiß, was Charlie jetzt macht. Es gibt doch noch gute Menschen. Dankbar und zufrieden stehen wir auf und marschieren in die sinkende Nacht hinein, weiter nach Westen.

Als wir Smithers erreichen, sind wir noch immer beinahe gar nicht recht hungrig. Das Essen hat gut vorgehalten. Bill will in der Umgebung der town sein Glück versuchen. Mich drängt es weiter nach Westen. Ich gebe ihm einen Dollar. Good bye, Bill.

In den nächsten Tagen passiert nichts Besonderes. Wohl ist die Zugverbindung schlecht, doch komme ich ziemlich schnell nach Prince George. Nach dem Verlassen dieser Stadt habe ich aber wieder Pech.

Am hellen Tag erwische ich einen gemischten Zug und fahre auf einem Flachwagen direkt vor den Personenwagen. Außer mir sind noch ein gutes halbes Dutzend Tramps auf dem Wagen versammelt. Wir sind alle ziemlich sorglos. Das Zugpersonal, das uns natürlich schon lange gesehen hat, scheint aus gutmütigen Leuten zu bestehen. Sie sagen nichts und lassen uns in Ruhe. Auch die Passagiere sind anscheinend freundlich gesinnt. Sie winken uns gelegentlich von der Plattform des Pullmans neugierig zu. Einer wirft uns sogar ein Päckchen „Lucky Strike" herüber. Deshalb konnten wir auf das, was kommen sollte, gar nicht so gefaßt sein.

Wir haben mit dem Zug schon gut 70 Kilometer zurückgelegt, da hält er wieder einmal auf einer erbärmlich kleinen Station. Um dem Zugpersonal keine Schwierigkeiten zu machen - und überhaupt, man kann nicht wissen - springen wir sofort alle ab und verdrücken uns in die Hintergründe, um dort das Anfahren des Zuges abzuwarten, um dann unsere alten Plätze einzunehmen. Jedoch kommt es ganz anders.

Ein Bahnpolizist erscheint und nimmt mit den Beamten an der Seite des Zuges Aufstellung. Der Zug besteht nur aus fünf Wagen und kann daher von ihnen bequem ab-

gedeckt werden. Wir wundern uns mächtig, was daraus werden soll. Plötzlich ertönt das Zeichen zur Abfahrt. Die Maschine zieht an. Die Wagen rollen schneller und schneller. Wir warten, daß die Beamten aufspringen, damit wir auch raufkönnen. Doch die springen erst im letzten Moment auf den fahrenden Zug, als die Geschwindigkeit schon sehr groß ist. Und wir stehen da, wie die Ochsen vorm neuen Tor. An Aufspringen ist nicht mehr zu denken. Vom letzten Wagen winkt uns der Zugführer höhnisch zu.

„Son of a bitch. So eine Gemeinheit."

Aber was blieb uns übrig. Wir mußten bis zur nächsten Station vierzig Kilometer weit laufen.

Spät nachts komme ich in der Station an. Ich schleiche in den offenen Warteraum, packe mich in eine Ecke und schlafe schnell ein. Plötzlich rüttelt mich jemand. Eine barsche Stimme fordert mich auf, aufzustehen und mitzukommen. Ich öffne die Augen. Vor mir steht ein Polizist. In mein Los ergeben, gehe ich mit und lande prompt im Kahn.

Ich werde durch einen halbdunklen Gang gestoßen und in einen käfigartigen Raum bugsiert. Der bull schließt hinter mir ab und wünscht mir ironisch eine gute Nacht. Ich lege mich auf die Pritsche und bin froh. Dieser „son of a gun" scheint noch nie auf dem Fußboden in einer Wartehalle gepennt zu haben, sonst müßte er wissen, daß ich mir hier vorkomme, als ob ich das große Los gezogen hätte. Morgen früh werde ich ein Frühstück bekommen. Feine Sache. Ich überlege, ob man mir wohl jetzt noch, trotz der vorgerückten Stunde, etwas zu essen bringen wird. Ich bin gerade so in der Stimmung, die Regierung der Provinz British Columbia durch Vertilgung eßbarer Sachen zu schädigen.

Aber die Zeit vergeht und niemand läßt sich sehen. Ich bin mit Recht wütend und beschließe, schon im Einschlafen, dieser ungastlichen Stätte, wo man nicht einmal was

zu essen bekommt, bald wieder den Rücken zu kehren. Am anderen Morgen, es ist längst heller Tag, bringt man mir eine Schüssel Porridge und Kaffee. Ich hatte eigentlich auf flapjacks gehofft und bin sehr enttäuscht. Aber was hilft alles böse sein. Man muß nehmen, was man kriegt.

Nach einer Weile wird die Zelle aufgeschlossen und ich vor den Kadi geführt. Der Bull, der mich geschnappt hatte, sowie ein Schreiber, der versonnen an einem Federhalter kaut, sind anwesend. Die Verhandlung ist sehr schnell zu Ende. Man untersucht mich, ob ich vielleicht Geld bei mir habe. Die fünf oder sechs Dollar, die ich noch habe, werden nicht gefunden. Mich erfüllt eine unbändige Genugtuung. Der Bull macht ein langes Gesicht. Aus mir ist nichts herauszuholen. Was soll er nun mit mir anfangen. Geld habe ich nicht. Und mich auf Staatskosten ein paar Tage zu verpflegen, ja, das könnte mir so passen. Arbeit scheint man auch nicht da zu haben. So erhalte ich nur einen Verweis und darf gehen. Ich sage höflich: „Good bye" und verschwinde so schnell wie möglich. Glück muß man haben.

Den Klauen der rächenden Nemesis unbeschädigt entronnen, sitze ich eine Stunde später schon wieder auf einem nach Westen rollenden Güterzug. Bis nach Pacific hin geht alles vorschriftsmäßig. Prince Rupert, das Endziel des Schienenstranges, ist nicht mehr weit entfernt. Der Name Pacific besagt ja schon, daß wir in der Nähe des Stillen Ozeans sein müssen.

Der Zug hat hier eine Weile Aufenthalt. Ich gehe in die Town, die aus einem Laden und zwei, drei Häusern besteht, um etwas zu essen zu kaufen. Im Laden bin ich gerade beim Bezahlen, da höre ich die Sirene des Zuges, der rücksichtslos, ohne auf mich zu warten, abfährt.

Wieder einmal Pech gehabt. Jedenfalls habe ich nun Zeit genug, um mir ein anständiges Essen zu kochen. Im Walde an einem kleinen Bach entsteht schnell vermittels einiger

leerer Konservenbüchsen und eines Feuers eine Göttermahlzeit.

Die folgenden Tage sind zum Verzweifeln langweilig. Es kommt und kommt kein Zug. Ich lege mein ganzes Geld in Eßwaren an und kaue den ganzen Tag. Aber langweilig ist es trotzdem. Endlich am dritten Tage, ich wollte schon losgehen, um den Rest der Strecke, rund 100 Kilometer, zu Fuß zu machen, ist das Geräusch eines herannahenden Zuges zu vernehmen. Schnell sause ich zum Bahnhof. Eine Maschine mit zwei Fischwagen kommt und hält an, um Wasser zu nehmen. Ohne viel zu überlegen klettere ich auf das Dach des einen Wagens. Die paar Leute, die herumstehen, sagen nichts. Zu einem Eisenbahnbull hat es Pacific gottseidank noch nicht gebracht.

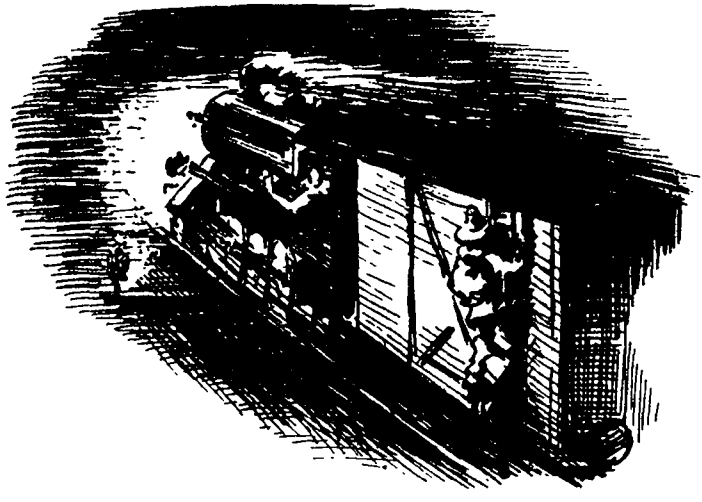
Nach kurzem Aufenthalt geht es los. Die Maschine dreht ein anständiges Tempo auf. Das Dach zittert und schwankt. Wir fahren an einigen Stationen vorbei, halten aber nirgends. Deshalb bleibe ich auch ruhig in voller Sicht auf dem Dach liegen. Solange der Zug nicht anhält, kann mir nichts passieren.

Dreiviertel der Strecke sind schon zurückgelegt. Niemand hat sich um mich gekümmert. Die Leute auf der Maschine, die ich deutlich bei ihrer Arbeit beobachten kann, winken mir plötzlich zu. Ich weiß nicht, was sie wollen, winke aber auf alle Fälle zurück. Daraufhin sprechen sie angelegentlich miteinander. Endlich dreht sich der Heizer um, klettert über den Tender und beginnt das Dach des nächsten Wagens zu ersteigen.

Es ist klar, daß er zu mir will. Da der Zug aber zu schnell fährt, um abzuspringen, bleibe ich ruhig sitzen und warte auf ihn. Er kommt auch tatsächlich zu mir hin und sagt ganz freundlich:

„Hallo, my boy! In zehn Minuten sind wir in Tyee. Dort wird der eine Wagen abgehängt und wir fahren dann ohne stop nach Prince Rupert durch. Wenn Du schlau bist, springst Du in Tyee ab und gehst die letzte Strecke

bis Rupert zu Fuß. Zur Zeit ist die Kontrolle dort sehr scharf. Kommst Du mit uns weiter mit, wirst Du bestimmt geschnappt. Also besser, hau' in Tyee ab."
Ich überlege nicht lange. Von Tyee nach Prince Rupert sind noch mindestens elf Kilometer.
Zwei Stunden laufen! Ich bin doch nicht verrückt. Es fährt sich sehr schön auf dem Zuge. Ach was, ich fahr' einfach weiter mit. Werde ich geschnappt, wird es auch



nicht so schlimm werden. Deshalb sage ich dem Heizer, daß ich doch lieber mit ihnen weiterfahren werde. Natürlich nur, wenn ich mitgenommen werde. Der Heizer lacht: „Wie Du willst. Uns ist es ganz egal."
Er klettert wieder auf seine Maschine und spricht mit dem Lokomotivführer. Der winkt mir zu und lacht auch. Ich grinse fröhlich zurück.
Nach kurzer Zeit ist Tyee erreicht. Der Ort liegt direkt am Pazifik und besteht nur aus einer cannery (Fischkon-

serven-Fabrik). Der Wagen ist schnell abgekoppelt. Dann geht's weiter.

Eine Lokomotive, ein Fischwagen, ein Führer, ein Heizer und ein Tramp streben durch die sich senkende Dämmerung in beschleunigtem Tempo dem nicht mehr fernen Ziele entgegen.

Hinter einer Kurve tauchen Lichter auf. Prince Rupert, die Fischerstadt am Stillen Ozean, liegt vor uns. In der Ferne ragt aus der Abenddämmerung die Silhouette eines gewaltigen Getreidespeichers. Die Maschine donnert über die ersten Weichen. Ich mache mich langsam fertig. Der Bahnhof ist schon verdammt nahe und immer noch fährt der Zug sehr schnell.

Ich stehe auf der eisernen Leiter an die Wand des Wagens gedrückt und warte auf eine günstige Gelegenheit zum Abspringen. Von der Bahnpolizei in Empfang genommen werden möchte ich doch nicht.

Wir sind in der Höhe des großen Speichers. Ganz vorn vor dem Bahnhofsgebäude sind einige Menschen sichtbar. Der Heizer winkt mir plötzlich zu:

„Aufgepaßt!"

Die Maschine verlangsamt rapide die Fahrt. Bremsen knirschen. Ich springe und lande etwas unsanft im Schatten des Speichers. Schnell vergrößert sich wieder das Tempo des Zuges. Dankbar schaue ich ihm nach. Dann klettere ich, langsam und sorgfältig Umschau haltend, die Böschung hinauf, steige über einen Zaun und stehe auf einer gepflasterten Straße. Ich bin in Prince Rupert. In einem Restaurant legte ich das letzte Geld in Kaffee und applepie an. Dann mache ich mich daran, einen Unterschlupf für die Nacht zu suchen.

Es ist gar nicht leicht, in dieser Nacht eine Schlafgelegenheit auszumachen. Es sind schon Stunden vergangen. Viele Straßen bin ich langgelaufen, konnte bisher aber weder Scheune noch Stall oder sonst ein menschenwürdiges, kostenloses Unterkommen entdecken. Ich bin verdammt

müde. Anscheinend ist dies wider Erwarten doch eine rauhe und ungastliche Stadt. Prince Rupert sagt mir ganz und gar nicht zu. Was bleibt mir übrig, als die Böschung am Getreidespeicher wieder runterzuklettern. Bald habe ich einen leeren Güterwagen entdeckt und mich in ihm für die Nacht häuslich niedergelassen. Von der Bahn kann ich scheinbar nicht mehr fortkommen.

„Verfluchter Mist", denke ich noch im Einschlafen, „das kann ja noch niedlich werden."

Früh am anderen Morgen bin ich wieder unterwegs. Die Stunden in dem Güterwagen waren nicht sehr angenehm. Geschlafen habe ich fast gar nicht. Jetzt muß ich auf alle Fälle erst eine Bleibe finden.

„Sie haben ein Zimmer zu vermieten."

„Ja."

„Was kostet es?"

„Mit Verpflegung 8 Dollar wöchentlich, ohne 2.50 Dollar."

„Paßt mir ausgezeichnet. Nehme ich."

„Fein, also das Geld, bitte!"

„Ja, Geld! Ich bin momentan etwas klamm. Aber vielleicht in ein bis zwei Tagen. Ich habe ein job (Arbeit) in Aussicht."

„Very sorry. Ohne Geld kein Zimmer."

„Never mind. So long."

So geht es den ganzen Tag lang. Es gibt viele Zimmer zu vermieten. Aber alle wollen Geld. Geld, haha! Wenn ich Geld hätte, würde ich doch keine von diesen Bruchbuden mieten. Was die sich alle bloß einbilden.

Am späten Nachmittag - mein leerer Magen trägt auch ganz erheblich dazu bei, meine Stimmung zu verschlechtern - gelange ich in die „siebente Straße", die dicht am Viertel Ruperts liegt, wo die bewußten roten Laternen brennen. An einem baufälligen Bretterkasten steht das ominöse Schild „rooms for rent". Mehr aus einem Pflichtbewußtsein heraus als in der Hoffnung, hier ein Zimmer zu erhalten, störe ich den Eigentümer, einen ehrwürdigen

Greis, aus seiner beschaulichen Ruhe. Ich trage ihm mein Anliegen vor. Aber auch er will erst Geld sehen. Die Verzweiflung gibt mir eine ungeheure Redekraft. Ich quatsche mindestens eine halbe Stunde lang auf ihn ein. Endlich erliegt er meinen Beschwörungen.

Gott sei Dank konnte ich ihm klarmachen, daß es doch unendlich viel besser sei, dadurch, daß ein Zimmer bewohnt ist, die Anwartschaft auf einige Dollar in der Zukunft zu haben, als ohne Geld traurig vor leeren Räumen zu sitzen. Denn schließlich ist die Hoffnung doch das Beste im Leben. Wie gesagt, er schloß sich meinen Argumenten an und ich wurde glücklicher Besitzer eines Zimmers, nicht ohne einen furchtbaren Eid zu schwören, daß ich die Miete bezahlen würde, sobald ich Arbeit hätte.

Glücklich betrete ich den Raum. Es riecht etwas dumpfig. Spinnweben hängen an der Decke und an den Wänden. Aber in einer Ecke steht ein Bett. Am Herd hängt eine Bratpfanne. Das Dach ist dicht. Ich brauche nicht mehr im Güterwagen zu schlafen.

„Was will man mehr?"

ICH ERÖFFNE EINEN FISCHHANDEL

Merkwürdig, kaum hat man ein Dach über dem Kopf, sieht man das Leben schon ganz anders, viel mutvoller und zärtlicher, an. Auch die Stadt Prince Rupert hat bei näherer Bekanntschaft ganz entschieden gewonnen. Die Nacht, die ich in dem Güterwagen verbrachte, liegt beinahe schon unwirklich weit zurück. Und doch sind erst zwei Tage vergangen. Was so eine Bude und ein Bett alles ausmachen. Man fühlt sich so unendlich geborgen und beinahe wohl. Ich möchte gerne noch ein bißchen länger liegen bleiben. Lange schon ist die Sonne hinter dem Berg hervor aufgetaucht. Ihre Strahlen fallen zitternd und flimmernd durch das Fenster. Staubflöckchen vollführen einen seltsamen Tanz. Draußen erwacht allmählich die Stadt. Wie gesagt, ich möchte gerne ein bißchen länger liegen bleiben, aber leider ist mein Magen auch erwacht.

Am trauten Herd hängt die Bratpfanne. Einige Töpfe stehen herum. Soweit ist ja alles in Ordnung. Aber was nützen alle Kochgeräte, wenn man nichts zum Kochen hat. Wehmütig denke ich an die riesigen Elchsteaks zurück. Wenn ich wenigstens ein ganz, ganz kleines hätte! Oder wenn nicht, wenigstens so einen lieben, herzigen Skunks. Ich kann schon gar nicht mehr glauben, daß das Vieh damals so schlecht geschmeckt hat. Nein, wenn ich es mir richtig überlege, wäre ein Skunks jetzt gar nicht zu verachten.

Mein Magen knurrt heftig. Zart und behutsam streichle ich

ihn und flüstere ihm zu, daß ich eisern entschlossen bin, ihm heute noch einige Zufuhren zu beschaffen. Aber er will sich nicht so recht damit zufriedengeben und knurrt böse weiter.

Seufzend erhebe ich mich und mache mich auf den Weg zur Stadt. Wo ich was Eßbares herkriegen soll, weiß ich nicht. Aber es steht bei mir bombenfest, daß heute noch der Herd in Betrieb genommen werden muß.

Wie es in Prince Rupert weiter nicht verwunderlich ist, landet man früher oder später unfehlbar am Hafen. Auch ich bin mit einemmal da. Es herrscht hier schon reger Betrieb. Fischerboote dampfen schwerfällig hinaus - zum Puget Sund, zur Beringsee. Auch sie haben gewiß Hunger und sehnen sich danach, ihre leeren Bäuche mit Heilbutten und Lachsen anzufüllen. Und sie werden satt werden. Fische gibt's ja so viele.

Andere Boote kommen herein, langsam und bedächtig. Tschuck-tschuck-tschuck arbeiten ihre Motoren. Müde, aber zufriedene Männer stehen an Deck. Sie können wohl zufrieden sein, ist doch der Bauch ihrer Boote bis zum Platzen gefüllt mit Fischen.

Ja, Fische! Lachs und Heilbutt schmecken sicher sehr gut. Ich denke an meine Bratpfanne. Auch mein Magen denkt daran und wird sehr unruhig.

Einer der kleinen Fischdampfer macht in meiner Nähe am Dock fest. Die Ladeluken werden geöffnet. Bald türmen sich silbrige, schuppige Haufen auf dem Bollwerk. Einige Männer arbeiten wie besessen darin.

Mit unverhohlener Gier in den Augen gehe ich ganz dicht heran. Ich möchte gerne einen Fisch haben. Fast zwei Stunden stehe ich da, ohne mich vom Fleck zu rühren. Vor meinen Füßen, ganz dicht, liegt ein mächtiger, schimmernder Lachs. Sehnsüchtig schaue ich ihn unverwandt an. In Gedanken fresse und schlinge ich an dem Fisch. Das Wasser läuft mir im Mund zusammen. Es ist fast schon eine Qual. Mir zittern die Hände vor Aufregung. Scheu

sehe ich mich um. Da trifft mein Blick das Auge des Aufsehers, der die Auslader überwacht. Ich kann es kaum fassen. Er nickt mir ermunternd zu. Fast automatisch ergreife ich blitzschnell den großen Lachs und renne so schnell ich kann, mit meiner Beute nach Hause.

Bald prasselt im Herd ein helles Feuer. Ein Teil des hinter dem Hause stehenden Zaunes verwandelt sich unter dem Kochtopf in Wärme. Bald ist der Fisch gar. Er ist zwar nur in Wasser mit etwas Salz gekocht, aber trotzdem ein Götterfressen.

Trübsinnig hocke ich am Tisch vor der Schüssel. Ich kaue langsam und mechanisch, die Augen geschlossen vor Widerwillen. Nur ein Idiot kann behaupten, daß gekochter Fisch ein Götterfraß ist. Eine Woche lang Fisch, nur Fisch. Pfui Teufel! Das ist wirklich ein Hundeleben. Aber was ist da zu machen? Auf dem Arbeitsamt bin ich jeden Tag gewesen, vormittags, nachmittags, stundenlang. Aber, ebenso wie die anderen Hunderte Männer, ohne jeglichen Erfolg. Und wenn ich nicht verrecken will, muß ich eben immer weiter Fische essen. Und ich kann Fisch schon gar nicht mehr riechen. Mensch, was habe ich für einen Appetit auf Kartoffeln und Fleisch. Aber am liebsten möchte ich Makkaroni mit Käse essen.

Makkaroni mit Käse, so steht auf der Speisekarte, die im Schaufenster des „White Lunch" Restaurants hängt. Ich stehe ehrfürchtig davor. Makkaroni mit Käse! Mir läuft das Wasser im Munde zusammen. Auf der Speisekarte steht auch Fisch - gebratene Schollen und ähnliches Zeug. Ich kann nicht verstehen, daß es Leute gibt, die so was essen mögen und noch dafür bezahlen. Aber halt! Vielleicht ist das eine Möglichkeit, um zu Geld zu kommen. Die Restaurants kaufen die Fische doch sicher auch irgendwo. Warum sollten sie ihren Bedarf an Fischen nicht von mir kaufen.

Früh, am anderen Morgen, bin ich wieder am Hafen, um Fisch zu holen. Ich habe diesmal aber einen großen Sack

mit, den ich sorgfältig in einem Gebüsch verstecke. Dann gehe ich zum ersten Anlegeplatz. Ich kenne das System schon ganz genau. Fragen oder lange zu warten braucht man gar nicht. Man geht einfach frech hin und greift sich ohne lange Vorrede einen schönen Fisch heraus. Die Leute sagen meistens gar nichts. Manchmal schimpft wohl einer ein bißchen, aber das schadet nichts.

Ich suche mir einen brauchbaren Heilbutt heraus und verschwinde damit. Nach kurzer Zeit ruht er still und friedlich in dem von mir versteckten Sack. Dann geht's zur nächsten Ausladestelle und immer so weiter, bis der Sack endlich voll ist. Nach einer knappen Stunde ist es soweit.

Keuchend schleppe ich den schweren Sack durch schmale Hintergassen. Mit unfehlbarer Sicherheit finde ich die Küchen der verschiedenen Restaurants. Ein lebhafter Handel entspinnt sich. Die Chinamänner wollen alle nicht viel zahlen. Aber in Anbetracht der Tatsache, daß ich keine Produktionskosten habe, bin ich in der Lage, jeden gebotenen Preis anzunehmen. So findet sehr schnell auch der letzte Fisch einen Abnehmer. Befriedigt haue ich mit meinem leeren Sack ab. Zu Hause wird Kassensturz gemacht. Da, ein Dollar, ein Dollar fünfundvierzig, zwei Dollar usw. Donnerwetter! Ich komme insgesamt auf 2.75 Dollar. Das ist gar nicht schlecht. Dazu kommen die Gutscheine. Aha, hier diese zwei sind für je ein Abendessen, da der andere für ein Mittagbrot. Ich bin sehr zufrieden.

Unternehmungslustig gehe ich wieder in die Stadt. Am Arbeitsamt geht's vorbei, das ich nur gelangweilt und etwas hochmütig betrachte, festen Schrittes hin zum „White Lunch" Restaurant. Jetzt habe ich Geld in der Tasche. Das ist ein verdammt angenehmes Gefühl.

Ich schaue gar nicht auf die im Schaufenster wie gewöhnlich hängende Speisekarte und gehe selbstbewußt ins Lokal. „He, waiter! Makkaroni mit Käse! Was, heute gibt's keine? Zum Donnerwetter noch einmal, was ist das hier für eine Wirtschaft! Makkaroni mit Käse will ich haben.

Und zwar mit allen Schikanen. Und nun aber dalli!"
Es vergeht eine ganze Zeit. Endlich bringt der Kellner mir das Gewünschte.
Und dann? Es war ein Fest. Eines jener seltenen, nur spärlich im Leben vorkommenden Feste, wo man ganz unbeschwert, ganz losgelöst von aller rauhen Wirklichkeit ist, wo man keinem etwas Böses wünscht und wo man sich ohne Rückhalt der Weihe des Augenblicks vorbehaltlos hingibt.
„Und wie habe ich mich hingegeben!"
Aber wie alles im Leben nahm auch dieser Augenblick ein Ende. Zufrieden lege ich die Gabel hin. Dann bestelle ich Kaffee und ein zartes Törtchen. Abends sitze ich im beerparlour und trinke Bier. Auf dem Nachhauseweg denke ich glücklich an den schönen Tag zurück. Das Geld ist zwar alle. Aber das schadet gar nichts. Ich habe es ja dazu. Das Geschäft wird sicher mehr einbringen.
Einige Wochen vergehen. Ich habe meine festen Kunden. Sogar der Chef, der dem Speisewagen des Überlandexpresses vorsteht, der Prince Rupert zweimal wöchentlich verläßt, gehört dazu. Auf diese Kundschaft bin ich besonders stolz. Er zahlt mir immer bare 50 Cent und nimmt dafür nur einen 4-5pfündigen Fisch. Ich habe regelmäßige Tageseinnahmen von zwei bis drei Dollar und führe ein angenehmes, sorgloses Leben.
Es ist ein Glück, daß ich mein Geschäft habe, denn Arbeit scheint es in dieser Stadt überhaupt nicht zu geben. Ich gehe natürlich immer noch zum Arbeitsamt, teils aus der Hoffnung heraus, doch einmal eine anständige, gutbezahlte Arbeit zu bekommen - denn selbstverständlich will man doch weiterkommen - und dann aus Langeweile. Man trifft dort eine ganze Menge von Leuten und hört allerhand Neues. Ab und zu gebe ich dem einen oder anderen two bits (25 cent) für eine Mahlzeit. Leben und leben lassen! Weiß der Teufel, was heute in die verfluchten Chinks gefahren ist. Es ist schon das dritte Restaurant, das ich auf-

suche, um Fisch zu verkaufen und keiner will etwas haben. Nur mit Mühe gelingt es mir, knapp einen Dollar einzunehmen. Als ich alle Restaurants abgeklappert habe, ist mein Sack immer noch halb voll. Auch der nächste Tag bringt nur ein mäßiges, noch schlechteres Ergebnis. Gramvoll stehe ich vor dem Hintereingang einer Chinesenspelunke. Jetzt wollen die auch nichts mehr haben und haben mich kurz rausgeschmissen. Und in der Küche lag schon ein großer Lachs.

Da kommt doch dieser Jack an, auch mit einem vollen Sack beladen.

„So ein Gauner! Er geht in das Restaurant, in dem ich eben versucht hatte, einen Fisch loszuwerden. Mir ist alles klar. Ich habe Konkurrenz. Vorgestern habe ich Jack noch Geld für eine Mahlzeit gegeben und nun verkauft er selber Fisch. Schmerzlich nicke ich:

„Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt."

Ich bin wütend und halte ihn an, als er wieder herauskommt. Er hat aber selbst nichts verkauft und schimpft auch. Wir gehen zusammen die Gasse entlang und sehen noch zwei, drei Leute mit Säcken an den Häusern entlanghuschen. Es ist eine schreckliche Gewißheit. Das Geschäft ist tot. Die Konkurrenz ist zu groß. Ich frage Jack, wie er auf den Handel gekommen ist und er sagt mir, daß er mir natürlich nachgegangen ist und gesehen hat, wie ich Fische verkaufte.

„Mensch", sagt er mir, „wie Du mir Geld gegeben hast, habe ich mich mächtig gewundert. Arbeit hast Du doch auch keine gehabt und da wollte ich mal sehen, was Du so den ganzen Tag machst. Und dann hab' ich mir auch einen Sack besorgt und bin losgegangen. Leider habe ich es Charlie erzählt und der Hund hat sicher nicht dichtgehalten."

Nun sitze ich einsam in meiner Bude, denke an den ruinierten Handel und esse den Fisch wieder selber. Den Glauben an die Menschheit habe ich aber restlos verloren.

Das Arbeitsamt schaue ich jetzt wieder mit anderen Augen an. Auf der Tafel steht jedoch immer noch das stereotype „no jobs". Trotzdem gehe ich drei, viermal täglich hinein und frage den clerk. Dann ziehe ich mich bescheiden zurück und mische mich unter die Kollegen, die auf den Straßen herumlungern. Dabei treffe ich eines Tages Albert. Er hat immer etwas zu rauchen und eine Schnauze, die nicht totzukriegen ist. Wir unterhalten uns sehr oft. Natürlich meistens über die Aussichten auf Arbeit. Er ist gar nicht so wild darauf. Manchmal gibt er mir auch was Eßbares ab. Mal Brot, mal Wurst, Käse und dergleichen. Dann sagt er nur:

„Nimm und iß! Ich krieg schon immer, was ich brauche. Du bist ja ein ganz passabler Mensch, aber Dir fehlt noch die Erfahrung. Wenn Du erst einmal solange im Lande bist wie ich, dann brauchst Du nicht mehr zu arbeiten und lebst trotzdem pikfein. Ja, Kanada ist das richtige Land für mich. Da kriegen mich keine zehn Pferde mehr heraus."

Heute ist Albert zu mir gezogen. Er hatte nämlich keine Bleibe und wohnte in einem leeren Güterwagen. Es ist ganz gut, Gesellschaft zu haben, besonders da Albert zum gemeinsamen Lebensunterhalt tüchtig beiträgt und mit dem, was er ab und zu mitbringt, Abwechslung in unseren Speisezettel, der natürlich hauptsächlich Fisch umfaßt, bringt. Auch mit dem clerk auf der Arbeitsvermittlungsstelle hat er sich angefreundet. Also alles in allem ist er für mich eine wertvolle Errungenschaft.

Wir sind auf dem Arbeitsamt und unterhalten uns mit dem clerk. Albert kann spannend erzählen. Der clerk ist froh über die Abwechslung. Und da gelingt dem guten, lieben Albert ein ganz großer Wurf. Wie er es eigentlich fertigbrachte, wird mir wohl immer ein Rätsel bleiben. Auf alle Fälle kriegt er den für gewöhnlich hartleibigen clerk soweit, daß er einen store anruft und dort Bescheid sagt, daß er zwei boys hinschicken wird, denen der In-

haber auf seine Verantwortung Kredit geben könne. Zu uns sagt er dann, daß wir dort alles kaufen können, was wir wollen. Arbeit habe er zur Zeit keine da, aber wir sollten uns jeden Tag bei ihm sehen lassen. Wenn er uns dann zunicke, sollen wir nach Feierabend auf ihn warten, dann hätte er für uns Arbeit. Wir danken ihm herzlich und ziehen ganz aufgeregt ab. Im store kriegen wir alle Lebensmittel, die wir haben wollen. Ich gebe meinen Namen und die Adresse an und wir können mit unseren Schätzen losziehen. Abends sitzen wir dann einträchtig zusammen, freuen uns über unser Glück, auch Albert ist ziemlich sprachlos darüber, daß alles so gekommen ist, und essen soviel wir nur können.

Jetzt ist abends die Bude bei uns immer gerappelt voll. Albert mit seinem unfehlbaren Spürsinn hat einige Landsleute entdeckt und die sitzen jetzt immer bei uns herum. Es geht manchmal sehr vergnügt her. So vergehen einige sorglose Tage. Treu und brav schauen wir jeden Tag mal in das „Office" der Arbeitsvermittlungsstelle hinein, aber der clerk nickt uns niemals zu. Wir machen uns auch gerade keine besonderen Gedanken darüber. Schließlich hat der ja selbst alles Interesse daran, uns etwas zu besorgen, sonst müßte er, da er für uns gut gesagt hat, unsere Rechnung im Laden bezahlen. Wir kaufen weiter ohne Hemmungen ein. Unsere Schuld beläuft sich schon auf 26.47 Dollar.

Albert ist weg. Ganz plötzlich, ohne sich zu verabschieden, ist er verschwunden. Ich frage einige Bekannte. Einer hat ihn auf dem Bahnhof gesehen. Mir fällt ein, daß heute ein Güterzug nach Osten ging. Schadet nichts. Weg ist weg. Ich habe immer noch meine Bude und genug zu essen. Sonst passiert weiter nichts. Der clerk hat noch immer nicht genickt. Allerdings erzählen sich die boys, daß vier oder fünf Leute Arbeit gekriegt haben. Nun steht alles eisern den ganzen Tag lang vor dem Büro. Auf der Tafel steht aber immer noch:

„No jobs".
Ich laufe die Straße zum Hafen hinunter und komme an Claveys Poolroom vorbei. Eigentlich könnte man auch hier sehr gut einige Stunden verbringen. Vielleicht sind ein paar gute Billardspieler da, und man kann noch was lernen. Es ist aber gar nicht viel los. Die meisten Billardtische sind unbesetzt. Nur in einer Ecke ist ein Spiel im Gange. Etwas gelangweilt gehe ich näher.
„Son of a bitch!"
Das ist eine Ueberraschung. Der eine der Spieler ist doch mein alter Kumpan Gustav. Ich klopfe Gustav auf die Schulter. Er dreht sich um, und wir gucken uns an. Gustav grinst froh und sagt:
„Mensch, damals, wie ich mit Paul nach Woolford ging, das war auch beschissen. Arbeit haben wir da nicht gekriegt."
Und dann fasse ich ihn unter den Arm, und wir gehen los. Gustav hat, wie ich schnell feststelle, Geld, also gehen wir in den beerparlour. So bei dem elften Bier sind wir mit dem Erzählen unserer beiderseitigen Abenteuer fertig. Gustav war gerade von Prince George gekommen, hatte dort rund zwei Monate gearbeitet und immerhin 110 Dollar in der Tasche. Jetzt will er von hier mit dem Dampfer nach Vancouver. Hierbleiben will er nicht, besonders da ich ihm erzähle, wie gering die Chancen in Rupert sind. Er möchte, daß ich mit ihm komme, sieht aber ein, daß ich persönlich die besten Aussichten habe - die Sache mit dem clerk - und redet weiter nicht zu.
Auf alle Fälle sind wir gut in Stimmung. Ich lade ihn zum Abendessen ein. Wir gehen los. Gustav kauft in der Regierungs-Verkaufsstelle zwei Flaschen Whisky, ich erhöhe mein Konto in dem Laden und dann haben wir erst einmal gegessen.
Kaum sind wir fertig, kommen der Seppel und der Hugo an. Und dann haben wir den Whisky getrunken und sind sehr lustig geworden. Und wie wir gerade so in Hoch-

stimmung sind, ist der Whisky alle. Betrübt starren wir auf die leere Flasche. Gustav sieht unseren Kummer und schlägt gut gelaunt vor, mit ihm noch wegzugehen. Bei Clavey könnten wir sicherlich noch etwas Trinkbares kriegen. Wir haben dann bei Clavey im Hinterzimmer anständig einen gehoben und sentimentale Lieder gesungen. Auf dem Rückweg wird allgemein festgestellt, daß es ein netter Abend war, an den wir alle noch lange denken werden. Wir wünschen Gustav alles Gute - er will ja am nächsten Tag fahren - und dann gehen wir zufrieden nach Hause.

Am anderen Morgen, d. h., so gegen elf Uhr - ich liege noch im Bett und denke an den guten Gustav - kommt Sepp an und sagt, daß er Arbeit gekriegt hätte, ebenso auch Hugo. Sie hätten am Hafen gestanden, und da wäre ein Mann gekommen und hätte sie gefragt, ob sie in der „stinkplant", der Fischabfall-Verwertungsfabrik, die auf der anderen Seite der Bucht liegt, anfangen wollten. Dort wird Fischmehl und dergleichen Kram hergestellt. Sie hätten natürlich gleich ja gesagt und würden heute nachmittag rüberfahren. Ich bin mächtig erstaunt und will immer noch mehr hören. Aber Sepp hat es eilig und geht gleich wieder los.

Nachdenklich mache ich mir das Mittagessen. Nun sind die auch weg. Ich bin wieder ganz allein. Was nützt mir der Kredit und die guten Chancen bei dem clerk, wenn die anderen Arbeit kriegen und ich immer noch nichts habe. Auch werden meine Schulden immer größer. Unangenehm ist es, daß der Wirt dauernd drängt. Dieser verfluchte Albert war eigentlich mächtig schlau. Haut einfach ab und läßt mich mit den Schulden beim store sitzen. Nun kann ich den ganzen Dreck alleine bezahlen. Am besten wäre es, sollte ich nicht bald Arbeit kriegen, wenn ich auch verschwinde. Auf alle Fälle werde ich mich jetzt mehr um die „employment office" kümmern. So geht das bestimmt nicht mehr lange weiter.

Jetzt hat's endlich geklappt. Eben komme ich aus der office. Mein Freund, der clerk, hat genickt. Endlos lang wird mir die Zeit bis zum Büroschluß. Aufgeregt laufe ich durch die Stadt, hin zum Hafen, nach Hause in meine Bude und wieder zum Arbeitsamt. Schon zwei Stunden vor Büroschluß nehme ich dort Daueraufstellung. Endlich ist es soweit. Der clerk kommt heraus, schließt ab und geht langsam weg. Ich gehe hinterher. Nachdem er genügend weit weg ist, dreht er sich um und winkt. Ich schnell hin. Er gibt mir einen gestempelten Zettel und sagt, daß ich mit dem Dampfer nach den Queen Charlotte Inseln fahren soll. Dort würde ich abgeholt werden. Es sei eine Stellung als Küchenhelfer in einem „logging camp". Auf dem Boot soll ich den Zettel vorzeigen, dann brauchte ich kein Fahrgeld zu bezahlen. Ich danke ihm vielmals und verschwinde glücklich.

Erst geht's zum Hafen. Ein Dampfer fährt am nächsten Tag. Im store lasse ich mir eine Endabrechnung geben und verspreche, so schnell wir möglich zu zahlen. Mein Hauswirt freut sich mit mir, als ich ihm sage, daß ich ein job habe und er nun endlich sichere Aussicht hat, sein Geld zu bekommen. Er gibt mir sogar noch zwei Dollar, die ich mit frohem Herzen an meinem letzten Abend in Rupert in Bier umsetze.

ABENTEUER MIT KATZENHAIEN

Für das langsam zurückweichende Ufer Prince Ruperts habe ich kaum einen Blick. Was bindet mich schon an diese Stadt! Die Schraube des Dampfers schlägt kräftig das Wasser und treibt das Schiff und mich vorwärts, weiter und weiter zu anderen Ufern, zu neuen Erlebnissen. Meine Augen blitzen froh. Herrlich und schön ist das Leben. Mensch, ich bin jetzt auf dem Stillen Ozean, an dessen anderer Seite die Länder des Morgenlandes liegen. In der kräftigen Brise glaubt man direkt, neue, ungeahnte Möglichkeiten zu riechen. Und wenn es auch nur ein paar abseits des allgemeinen Verkehrs liegende Inseln dicht vorm Festland sind, zu denen mich das brave Schiff hinführen soll und wo ich in einer Küche schmutzige Teller und Schüsseln waschen werde, schön und herrlich ist es doch.

Unternehmungslustig schaue ich auf die langsam rollenden Wellen des Pugetsundes, durch die sich der Dampfer seinen Weg bahnt. Zufrieden spucke ich meinen Priem über Bord. In zehn Stunden werden wir auf der Insel sein. Dann werde ich wieder andere Menschen kennen lernen und tüchtig Geld verdienen.

Vor uns taucht eine bewaldete Küste auf, die allmählich näher und näher rückt. Bald werden wir da sein. Der Dampfer fährt in eine weite, sich bis in den fernen Horizont hinschlängelnde und verlierende Bucht ein. Bald fah-

ren wir durch stilles ruhiges Wasser, das von hügeligem, dichtbewaldetem Land eingefaßt ist. Nirgends sieht man Hütten oder gerodetes Land. So fahren wir beinahe eine Stunde lang durch die sich windende Bucht. Dann hält der Dampfer auf eine Lichtung am Ufer zu und legt an einem primitiven Landungssteg an. Der Aufenthalt dauert aber nicht lange. Es werden nur einige hundert Kisten für die Lachskonservenfabrik abgeladen, die jetzt noch still und schweigend am Ufer steht. In einigen Wochen jedoch, wenn der Lachs in die Buchten und Ströme zieht, dann wird hier ein emsiges Leben herrschen. Zehntausende Fischköpfe werden auf dem Abfallhaufen bleichen und im trauten Gemisch mit rostenden Konservendosen von der Anwesenheit des Menschen Zeugnis ablegen.

Mich aber geht das alles nichts an. Ich fahre mit dem Dampfer weiter, bis dahin, wo der stolze, schweigende Wald abgeschlagen wird, um einigen wenigen das Bankkonto aufzufüllen und uns das tägliche Brot zu geben.

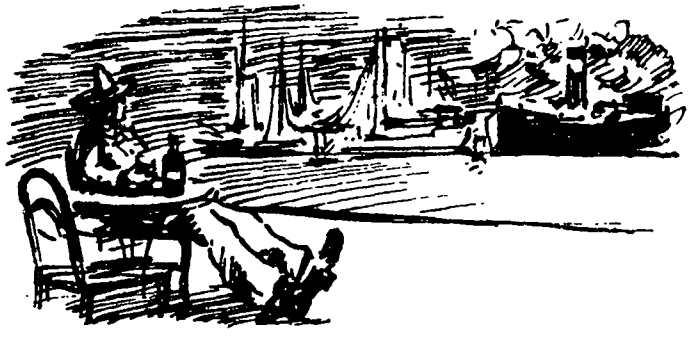
Wieder taucht ein elender Brettersteg auf. Der Dampfer legt an. Am Ufer steht ein halbzerfallenes Sägewerk. Der Purser winkt mir zu:

„Aussteigen!"

Ich bin angelangt. Kaum habe ich meinen Fuß auf die morschen Bretter gesetzt, fährt das Schiff auch schon wieder weiter. So ist das nun einmal - das Schiff fährt weiter, und man bleibt irgendwo am Ufer zurück.

Einladend sieht die ganze Geschichte hier wirklich nicht aus. Musternd lasse ich meine Augen umherwandern. Es ist nichts weiter zu sehen als die schon erwähnten Gebäude des alten Sägewerks. Kein Mensch ist zu erblicken. Ich rolle mir eine Zigarette und setze mich auf mein Köfferchen. Irgendetwas wird schon passieren. Genießerisch ziehe ich an der Zigarette. Es ist schön und friedlich hier. Aber verdammt noch einmal, was nützt mir das alles. Auf diese Weise komme ich bestimmt nicht zu Geld. Ich denke zurück an den Tag, an dem ich eines Morgens mit meinem

Koffer auf dem Bahnhof Edmonton stand. Da war auch niemand, der auf mich gewartet hatte. Mensch, war man doch damals noch dusselig gewesen. Ja, da hatte man, frisch aus Europa importiert, noch Rosinen im Kopf. Millionär wollte ich werden, d. h., nicht wörtlich genommen,



aber doch auf alle Fälle unverschämt reich. Pläne hatte man gehabt! Junge, Junge, was für ein verfluchtes Greenhorn war ich doch gewesen.

Genußvoll blase ich den Zigarettenrauch durch die Nase. Auf alle Fälle habe ich einen Schein in der Tasche, der mir die Anwartschaft auf Arbeit und damit wieder mal die Chance gibt, Geld zu verdienen. Man wird mit der Zeit verdammt skeptisch.

Die Zigarette ist aufgeraucht. Vom Ufer her nähert sich mir ein Mann.

„Howdy stranger! Bist Du der neue Flunky für das logging camp?"

„Sure."

„Dann mußt Du noch etwas warten. Der Boß hat sich verspätet. Er wird aber jeden Augenblick mit dem Motorboot hier sein."

Ich nicke zufrieden. Endlich scheint die Angelegenheit ins Rollen zu kommen. Der Boß kommt mit einem Motorboot!

Warum nicht. Wenn er eins hat und es ihm Spaß macht. Ich habe nichts dagegen. Da ist auch schon das Tschucktschuck eines Motors zu hören. Um eine Landzunge herum wird das Boot sichtbar. Nur einige wenige Minuten müssen vergehen, dann wird es da sein. Dann geht's hoffentlich endgültig rein in die Millionen.

Wir fahren schon eine halbe Stunde. Der Boß sagt mir, daß ich morgens um fünf raus müßte und daß im allgemeinen 38 Personen zu Tisch kommen.

Wir biegen in eine stille Seitenbucht ein. Vor uns liegt das camp, und zwar eins, wie ich es noch nie gesehen habe. Das ganze Lager, Schlafhäuser, Office und Küchengebäude - natürlich alles Blockhäuser aus rohen, unbehauenen Stämmen - ist auf einem riesigen Floß untergebracht, das einige hundert Meter vom Ufer verankert liegt. Es sieht alles sehr romantisch aus und gefällt mir ungemein.

Auf meiner Pritsche habe ich mich eingerichtet und auch schon die Bekanntschaft der Köchin gemacht, einer mickrigen, ältlichen Frau, die mit ihrer spitzen Nase, wenn man es richtig überlegt, gerade keine Reklame für ihre Kochkunst ist. Sie schläft in einem Verschlag neben der Küche und sagt mir, daß ich mich um ein halb sechs Uhr in der Frühe melden müßte. Ich schlafe mit dem Bullcook zusammen. Das ist der Mann, der für Brennholz, Wasser usw. zu sorgen hat. Er ist ein alter brummiger Geselle und schnarcht entsetzlich. Aber er wird mich jeden Morgen wecken. Mit den eigentlichen Holzfällern habe ich gar nichts zu tun. Wohl hausen der Bullcook und ich auch in der Nähe des großen „bunkhouse", aber wir kommen mit den Männern, soviel ist mir schon am ersten Abend klar, selten oder gar nicht in Berührung.

Verschlafen melde ich mich in der Küche. Lizzy, die Köchin, ist schon da und eifrig dabei, hotcakes zu backen. Mir ist überhaupt nicht klar, was ich eigentlich zu tun habe. Gott sei Dank begrüßt mich Lizzy mit den Worten:

„Nu mach' aber rasch, daß Du den Speisesaal ausgefegt kriegst und dann fang' mit Tischdecken an. Vergiß nicht den Ketchup! Für 38 Mann brauchst Du etwa 14 Büchsen Obst. Heute sind Pfirsiche dran. Da ist der Vorratsraum. Stell' Dir alles handlich auf die Anrichte, auch genügend Milch und reichlich cookies und pie."

Mir ist von dieser Rede ganz wirr im Kopf geworden. Aber ich sage zu allem ja und stürze mich mit Eifer in die Arbeit. Pünktlich um halb sieben ist der Tisch gedeckt. Lizzy kommt und prüft mein Werk, moniert einige Kleinigkeiten, ist aber einigermaßen zufrieden. Der Bullcook ist inzwischen nach draußen gegangen und bearbeitet mit einem Eisenstück die Pflugschar, die an der Tür als Gong hängt. Breakfast ist fertig!

Es durchzuckt mich bänglich. Hoffentlich geht alles gut. Die Leute hauen gewaltig rein. Da ist der porridge alle geworden. Drüben will einer mehr hotcakes und sein Nebenmann noch eine Fuhre „ham and eggs". Für bängliche Gedanken ist wahrhaftig keine Zeit mehr. Endlich ist alles satt und verschwindet. Schnell habe ich eine Tischecke abgeräumt und decke für uns, d. h. die Köchin, den Bullcook und mich. Nachdem wir gegessen haben, bringe ich Stapel auf Stapel von Geschirr an den Abwaschtisch. Endlich sind alle Tische abgeräumt.

Dann ergreife ich Besen und Schaufel, um den Speisesaal wieder sauber zu kriegen. Man sollte es nicht für möglich halten, wieviel Dreck schon wieder da ist. Anschließend mußten die Tische abgewaschen werden und dann das viele Geschirr und die Pfannen, Töpfe und Tiegel und die Unmenge von Messern und Gabeln. Viel besinnen durfte ich mich nicht dabei. Obgleich ich mich wahnsinnig abrackere, geht es der Köchin, die damit beschäftigt ist, die Mittagsbraten ofenfertig zu machen, viel zu langsam. Kaum bin ich fertig und will erleichtert aufatmen, muß ich Kartoffeln schälen, endlos viele Kartoffeln. Und dann Gemüse putzen und stapelweise Konservendosen aufmachen.

Wie ich mit allen diesen Verrichtungen fertig bin, ist es auch schon wieder Zeit, den Mittagstisch herzurichten. Geschirr muß aufgetragen werden, Salz-, Pfeffer- und Mostrichnäpfe nachgefüllt werden usw.

Kaum ist dies alles geschafft, erklingt der verdammte Gong und dann geht das wieder so lustig weiter. Essen auftragen, Geschirr und Speisereste abtragen, selber essen, ausfegen, abwaschen und den Tisch wieder herrichten. Darüber wird es vier Uhr nachmittags.

Ich stehe allein in der Küche und wundere mich. Es ist tatsächlich nichts mehr zu tun. Lizzy, die sich vornehm gleich nach dem Mittagessen zurückgezogen hat, liegt wohl in ihrer Bude und schnarcht. Das ganze Camp liegt still und verlassen da. Ich wische mir den Schweiß von der Stirne, beschaue mir nachdenklich meine von der scharfen Seifenlauge gebleichten, verschrumpelten Hände und greife mir einen Stuhl. Dann setze ich mich vor die Küchentür und schaue träumerisch in die blauen Fluten und auf das nahe und doch unerreichbare Ufer.

Es ist schön und äußerst angenehm, so zu sitzen und gar nichts zu tun.

Eine köstliche halbe Stunde ist vergangen, da hör' ich, wie jemand in der Küche meinen Namen ruft. Schaudernd steh' ich auf. Ich mag gar nicht daran denken. Sicher geht jetzt das Theater wieder los.

Und richtig, es war die Lizzy, die gerufen hatte, und ich bin schon wieder feste dabei. Tischaufdecken, Pflugschar, abräumen, abwaschen, Dreck sauber machen und, als Krönung dazu, Küche und Herd scheuern.

Endlich ist alles geschafft. Die Uhr zeigt auf die neunte Stunde. Es ist Feierabend. Für einen Augenblick stehe ich noch vor der Küche herum und rauche eine Zigarette. Dann schleiche ich mich in meinen Schlafverschlag, wo der bullcook schon feste am Sägen ist - heute abend stört mich das ganz und gar nicht mehr - und haue mich auf die Pritsche.

Einige Tage sind vergangen. Ich habe mich ganz gut eingelebt. Nur ist alles schrecklich langweilig und eintönig. Am schlimmsten ist es immer am Sonntag. Dann arbeiten die Holzfäller nicht, kommen sehr spät zum Frühstück, was natürlich viel mehr Arbeit macht. Nach dem Mittagessen machen sie sich fein und fahren nach Queen Charlotte Town. Ich muß meine Arbeit wie an anderen Tagen machen und schaue ihnen neidisch nach. Allerdings ist es nicht mehr so schwer. Anscheinend habe ich mich daran gewöhnt. Auch mit der Köchin stehe ich mich ganz gut.

Lizzy behandelt mich seit einiger Zeit sehr anständig. Sie reserviert für mich immer ein besonders zartes Stück Braten. Auch drückt sie jetzt verständnisvoll ein Auge zu, wenn ich, was doch hin und wieder mal vorkommt, Mist mache. Sie hat auch gar nichts gesagt, als mir gestern ein ganzer Stapel Teller runterfiel und in Scherben ging. Das ist wirklich sehr anständig von ihr. Ja, man kann sich in den Menschen leicht täuschen. Schade ist nur, daß man so wenig Zeit hat. Es ist eigentlich lachhaft, daß ich meinen Fuß noch nicht auf die Insel gesetzt habe. Gerne würde

ich mal durch die Wälder streifen. Man könnte, wenn man nicht so stabil gebaut wäre, wirklich melancholisch werden. Das Mittagessen ist glücklich vorbei. Lizzy ist mit einem gnädigen Kopfnicken verschwunden. Jetzt habe ich wieder einige Stunden Zeit für mich. Ich setze mich wie immer in den mir lieb gewordenen Winkel vor die Küchentüre und schaue tiefsinnig ins Wasser.

Mit den Aussichten, Millionär zu werden, ist es hier scheinbar auch nichts. Heute sagte nämlich der Boß beim Mittagessen, daß in spätestens drei Wochen das Camp aufgelöst würde. Für dieses Jahr hätte man Holz genug geschlagen. Auf eine Art tut mir dies leid, beginnt dann doch wieder die verfluchte Jagd nach einer Beschäftigung. Andererseits bin ich froh. Zum Flunky eigne ich mich auf die Dauer doch nicht. Mir ist das Abwaschen und das Auftragen der Speisen längst zuwider. Und dann lebt man, wenn man es richtig bedenkt, in diesem verfluchten Camp wie ein Gefangener. In Prince Rupert war es viel netter. Gott sei Dank, daß hier alles bald vorüber ist.

Nachdem ich mich zu dieser Auffassung durchgerungen habe, werde ich direkt fröhlich und heiter gestimmt. Auch die Lizzy muß mir meine fröhliche Laune angesehen haben, denn sie ist heute ganz besonders nett zu mir und schaut mich manchmal von der Seite geradezu neckisch an. Das macht mich nur noch besser gelaunt - ich glaube jeder hätte lachen müssen, der gesehen hätte, wie die mickrige Lizzy mit ihrem steilen Zinken versuchte, schelmisch auszuschauen.

Wirklich, wenn man gut gelaunt ist, geht es überraschend schnell mit der Arbeit. Ich bin schon um halb neun Uhr fertig und gehe, nachdem ich Lizzy, die sich merkwürdigerweise noch in der Küche zu schaffen macht, eine gute Nacht gewünscht habe, vergnügt pfeifend in mein Quartier. Der Bullcook ist noch auf und fordert mich auf, mit ihm eine Partie Cribbage - Einsatz 50 cent - zu spielen. Dagegen ließ sich absolut nichts einwenden. Also setze ich

mich zu ihm an den Tisch und verliere natürlich einen Dollar und fünfzig cent.
Und dann habe ich keine Lust mehr zu spielen und der Bullcook sagt auch, nachdem er das Geld einkassiert hat, daß er keine Lust mehr habe und daß Cribbage eigentlich kein Männerspiel ist.
Anschließend gehen wir beide vor die Türe und rauchen eine Zigarette. Und dann meint Louis (so hieß nämlich der Bullcook), daß wir mal ins große Bunkhouse gehen wollen, um zu sehen, was die anderen boys machen.
Die anderen boys spielen gerade poker, als wir reinkommen, und wir haben natürlich mitgespielt. Und als schließlich die dreißig Dollar alle waren, die ich am Vormittag vom Boß gekriegt hatte, waren sie alle sehr nett zu mir und haben mir eine gute Nacht gewünscht und gesagt, daß ich wieder mit ihnen spielen dürfte, wenn ich Geld hätte.
Dann sind wir alle schlafen gegangen. Und es war wieder wie immer. Louis fing gleich an zu schnarchen und verbesserte in regelmäßigen Abständen die Luft. Bloß ich war traurig und dachte an die dreißig Dollar und an den ekligen Abwasch und daß das Leben gar nicht so einfach wäre. Aber zum Glück fiel mir rechtzeitig ein, daß wenigstens die Lizzy recht nett zu mir ist und so bin ich dann auch bald zufrieden eingeschlafen.
Erleichtert tue ich den großen Haufen von Messern, Löffeln und Gabeln, die ich gerade abgewaschen habe, in den großen Leinwandbeutel. Nun brauch' ich bloß diesen Beutel ein paarmal auf dem Tisch hin und her zu rubbeln, dann ist alles trocken und die Hauptarbeit wieder einmal geschafft. Natürlich sind die Kochtöpfe und Kuchenschüsseln noch sauber zu machen, aber Lizzy hat heute nicht sehr mit den Töpfen geast und wenig schmutzig gemacht.
Es hat unbestreitbar etwas für sich, wenn die Köchin einem gut gesonnen ist und Rücksichten nimmt. Dankbar be-

schließe ich Gleiches mit Gleichem zu vergelten und auch der Lizzy so viel zu helfen, wie ich nur kann.
Die Küche ist aufgeräumt. Ich könnte jetzt eigentlich gehen. Aber da Lizzy sehr müde ist und eigentlich auf den Kuchen aufpasssen müßte, der noch im Backofen steckt, entschließe ich mich dazu, der Köchin diese Pflicht abzunehmen und sage ihr, daß sie ruhig auf ihr Zimmer gehen soll, um zu schlafen, ich würde schon aufpassen.
Lizzy schaut mich seltsam an und verschwindet. Schon im Begriff hinauszugehen, ruft sie mir zu, daß sie Sorge hätte, zu verschlafen, und daß ich sie doch so gegen vier Uhr wecken möchte. Ich sage:
„Don't worry old girl", und nicke ihr ermunternd zu.
Dann habe ich es mir richtig gemütlich gemacht, habe auf den Kuchen aufgepaßt und nebenbei eine Büchse Ananas aufgegessen.
Man soll den Tag nie vor dem Abend loben. Erschreckend wird mir die Wahrheit dieses Wortes klar, als ich um dreiundzwanzig Uhr todmüde aus der Küche wanke. Entsetzliche Stunden sind vergangen. Oh, diese Lizzy! Wie man sich in den Weibern täuschen kann. Wie hat sie mich behandelt! Alle Töpfe, alles Geschirr hat sie dreckig gemacht. Ich habe abwaschen müssen ohne Aufhören. Und nichts war ihr gut genug. Sie hat richtig Galle vor Wut gespien.
Schwarz liegt die Zukunft vor mir. Ich glaube nicht, daß ich bis zur Campauflösung hier aushalten werde. Hätte ich nur die dreißig Dollar nicht verloren. Ich würde sofort abhauen.
Ich hätte tatsächlich lieber sollen. Aber wer konnte ahnen, daß ihr das so zu Herzen oder vielmehr in die Galle gehen würde. Treu und brav habe ich in der Küche gesessen und freundliche Gedanken gehabt. Und pünktlich bin ich auf ihr Zimmer gegangen und habe meine Pflicht getan. Und weil ich meine Pflicht getan habe, muß ich jetzt leiden. Das ist sehr bitter, sehr, sehr bitter.

Ganz freundlich habe ich zu ihr gesagt, daß es Zeit zum Aufstehen sei. Sie hat auch prompt ihre Augen aufgemacht und hat gesagt, daß ihr der Schlaf sehr gut bekommen sei und daß ich ein guter Junge sei und daß sie gerne mit mir zusammenarbeite. Ich sollte mich ruhig ein bißchen setzen. Ich wäre ja so tüchtig und da würden wir schon mit unserer Arbeit fertig werden, auch wenn sie noch eine kleine Weile liegen bliebe und ich ihr erzählen würde. Ich habe ihr auch was erzählt, wie ich mir vorgenommen habe, Millionär zu werden, und daß ich gestern nun leider wieder mein ganzes Geld verspielt hätte und nun wieder von vorn anfangen müßte. Sie stimmte mir auch vollkommen zu und es war alles richtig und gut. Aber dann mit einemmal machte sie ganz komische Augen. Ich habe sie gleich gefragt, ob ihr nicht gut sei und ob ich was für sie tun könne. Sie hat ganz schrecklich geseufzt und gesagt, daß sie eine einsame Frau sei. Ich habe sie getröstet und ihr versichert, daß das Camp wirklich lausig und verdammt einsam ist und daß ich mir auch etwas Schöneres denken könnte. Aber das hat ihr anscheinend nicht recht gepaßt. Sie ist ganz still geworden. Da habe ich mir gedacht, daß es besser sei zu gehen und habe gesagt, daß es wohl am besten wäre, mit der Arbeit anzufangen. Und dann hat sie ja gesagt und ist ganz plötzlich auf mich losgekommen, um mich zu küssen. Da habe ich nicht gewollt, denn ich war zu überrascht und erschrocken. Ich habe gesagt, daß ich dafür nicht bezahlt kriege.

Sie ist fürchterlich wütend geworden und hat geschrien, daß sie eine anständige Frau sei und was ich mir eigentlich denke. Ich sollte nicht wagen, sie anzufassen, und sofort das Zimmer verlassen. Und dann hat sie geweint und gesagt, daß ich ein Wüstling bin. Ich bin schnell in die Küche gegangen und sie ist nach einer Weile auch gekommen und hat mich fürchterlich mit der Arbeit getriezt. Nun liege ich müde und zerschlagen in meinem Bett. In elf Tagen kommt wieder ein Dampfer, dann muß ich weg,

so hat es der Boß nach dem Abendessen gesagt. Ich wäre ein sehr schlechter Arbeiter und die Köchin hätte sich über mich beschwert.

So ist das im Leben. Das kommt davon, wenn man mit seinen Mitmenschen in Frieden leben will und dankbar ist und ihnen bei der Arbeit behilflich sein will.

Ich habe eine Lehre daraus gezogen und werde nie mehr zu einer Köchin, besonders wenn sie schon älter ist, freundlich sein. Ganz besonders dann nicht, wenn ich gezwungen bin, für sie als flunky zu arbeiten. Das bringt nichts ein. Man muß bloß mehr schuften und ist dazu noch ein Wüstling.

War es vorher schon manchmal recht still und einsam im Camp, ist es jetzt, nachdem ich für Lizzy einfach Luft oder noch besser Ozon im negativen Sinn bin, beinah' gar nicht mehr auszuhalten. Der Tag vergeht für mich nach dem bekannten Motto: „Die Arbeit höret nimmer auf." Aus Bosheit kürzt die Lizzy neuerdings sogar ihren Nachmittagsschlaf ab, so daß meine einzige Ruhezeit am Tage oft kaum eine knappe Stunde beträgt. Aber Gott sei Dank darf ich mit dem nächsten Dampfer weg.

Lizzy ist in ihrer Höhle verschwunden. Ich könnte vor Wonne jubeln. Endlich darf man wieder Mensch sein. Natürlich gehe ich sofort in den Vorratsraum, wo all die leckeren Dinge stehen, und führe mir einige köstliche Sachen zu Gemüte. Nachdem ich mich bis an den Rand des Sicherheitsventils vollgefüllt habe, wird ebenso selbstverständlich das Päckchen „Ogdens Finecut" rausgeholt und ein Smoke angefertigt. Und dann wird behaglich verdaut. Bei dieser angenehmen Beschäftigung fällt mein Blick auf ein Knäuel Bindfaden, und da denke ich, Bindfaden meter- und meterlang und draußen ist unheimlich viel Wasser und in meinem Rucksack noch ein paar Angelhaken. Das ist bestimmt eine Gleichung, die aufgeht.

Urinstinkte werden in mir wach. Schnell habe ich eine Angel angefertigt. Als Köder? Natürlich kommen nur

allerbeste Sachen in Frage. Her mit dem Schinken. Und bald sitzt ein restlos zufriedener flunky im Sonnenschein vor der Küchentür, läßt den Bindfaden ins Wasser hängen und stippt - stippt, wie in köstlichen, leider schon längst entschwundenen Jugendtagen..
Nichts bekümmert mich mehr. Was bedeuten in diesen herrlichen Augenblicken schon ein paar lumpige schmutzige Teller, eine böse Lizzy und die Tatsache, daß ich ein Wüstling bin, für mich. Alles dies läßt ein schönes starkes

Gefühl und die fiebernde Hoffnung, daß bald etwas anbeißen wird, wie ein kraftloses, unwirkliches Schemen aus dem Bewußtsein verschwinden.
Höhepunkt der Spannung. Viel, viel höher, als wenn eine schöne Frau ja sagt. Es nuckelt was - am - Schinken. Ruckartig, bald sanft, bald verwegen, zerrt etwas an der Schnur. Ich haue an und hole so schnell es geht die Schnur ein. Eine Flunder hängt am Haken. Die erste Flunder, die ich gefangen habe.
Und dann werde ich wirklich zum Wüstling. Wahrscheinlich sind die Flundern auf den Schinken besonders scharf. Sie beißen wie toll und da muß man, ob man will oder

nicht, alle Hemmungen und konventionellen Regeln vergessen und Berge von Fischen um sich anhäufen. Da darf man auch keinerlei Rücksicht auf den Schinken üben. Man ist nicht mehr flunky, man denkt nicht mehr daran, Millionär zu werden, man pfeift auf alles und ist nur Instinkt, nur Natur. Und das dauert dann solange, bis Lizzys rauhe Stimme mich wieder in die eklige Wirklichkeit und an den Abwaschtisch ruft.

Ich lebe nun eigentlich nur noch für die Stunde am Nachmittag, in der ich Flundern fange. Alles andere berührt mich gar nicht mehr. Wenn ich am Abwaschtisch steh', wenn ich den Tisch decke oder Kartoffeln schäle, immer beschäftigen sich meine Gedanken mit dieser Stunde.

Gespannt hole ich die Leine ein. Es war ein schöner, kräftiger Anbiß gewesen und sicher hängt eine große Flunder an der Schnur. Merkwürdig ist es eigentlich, daß bisher nur Flundern angebissen haben. Endlich ist die Schnur oben.

„Nu, schau mal einer an. Was ist denn das?"

Am Haken hängt traurig und melancholisch ein Flundernkopf mit ganz, ganz wenig Rücken daran. Der Rest der Flunder ist nicht da. Es ist absolut sicher, daß die Flunder, als sie an den Haken ging, noch heil war, denn Flundern gehen bestimmt nicht stückchenweise auf Jagd. Unbedingt hat sich da unten im Wasser eine Tragödie abgespielt und irgendein großer Fisch den größeren Teil der Flunder mir gestohlen.

Mich erfüllt ein böser Zorn. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß es Fische gibt, bei denen Flundern als Delikatesse gelten. Sollen sie ruhig fressen, soviel sie wollen. Aber ausgerechnet meine Flunder, das ist gemein. Das kann man nicht ruhig durchgehen lassen.

Behutsam werfe ich die Angelschnur, an der immer noch der Flunderkopf hängt, ins Wasser. Vielleicht ist der mir unbekannte Raubfisch noch in der Nähe und möchte den Rest haben. Aber der soll ihm schlecht bekommen.

Es dauert auch gar nicht lange, bis es an der Schnur heftig ruckt. Aha, denke ich und ziehe die Leine schnell ein, jetzt hat es gebumst. Verdächtig war nur, daß es keinerlei Kraft kostete, den Gegner dem feuchten Element zu entreißen. Es hing auch nichts dran. Selbst der Flunderkopf war weg, mit ihm obendrein der Angelhaken. Gottverdammich! Ein anderer Haken wird angemacht und ein Stück Flunder darauf gespießt. Klatsch fällt der Köder ins Wasser. Der ganze Vorgang wiederholt sich. Ingrimmig verbrauche ich nach und nach sieben Haken. Immer ohne Erfolg. Dann ruft die Köchin.

Bis zur Abfahrt des Dampfers, mit dem ich fahren soll, sind nur noch vier Tage und ich habe immer noch keinen Flundernräuber zu Gesicht bekommen. Obschon ich immer größere Haken verwandte, die ich an starkem Draht befestigte, war bisher alles vergebens. Nun fragt mich gerade der Boß, ob ich nicht doch noch bleiben wolle. Es wären sowieso kaum vierzehn Tage, bis das Camp geschlossen wird. Er brauchte sich dann keinen anderen flunky mehr zu besorgen. An und für sich geht mir sein Verlangen stark gegen die Ehre. Trotzdem sage ich, daß ich mir das erst überlegen möchte, womit er einverstanden ist. Insgeheim denke ich, daß ich, falls es mir gelingen sollte, noch vor dem Dampfertag einen der sicher sehr großen Fische zu fangen, auf alle Fälle fahren werde. Wenn nicht, werde ich selbstverständlich hier bleiben, denn ich muß unbedingt so einen Fisch fangen.

Heute habe ich stolz dem Boß gesagt, daß ihm das Glück meiner Gegenwart nicht länger beschieden sein kann, und daß er mich morgen zur Dampfer-Anlegestelle bringen möchte. Die große Tat war nämlich getan. Vor der Küchentür in meiner Angelecke lag ein ca. vierundzwanzig-pfündiger Katzenhai, den ich nach einem aufregenden Kampf endgültig mit dem Küchenbeil ins Jenseits befördert hatte. Jetzt ist alles, alles wieder gut. Sogar der Lizzy gönne ich wieder einen frohen Blick.

In einer halben Stunde werde ich mit dem Motorboot zum Dampfer gebracht werden. Meine paar Lumpen sind längst gepackt. Mit dem Boß habe ich auch bereits abgerechnet. Ich kriegte gerade noch das Fahrgeld nach Pr. Rupert ausgezahlt. Allerdings hatte ich ja dreißig Dollar beim Pokern verloren und auch meine Schulden im Lebensmittelladen in Rupert bezahlt. Nun sitze ich selbstverständlich - zum letzten Mal - vor der Küchentür beim Angeln. Jetzt, wo ich eine enorme dicke Angelleine und einen entsprechenden Haken benutze, macht das Fangen von Katzenhaien gar keine Schwierigkeiten mehr.
Das Boot steht bereit. Ich springe hinein, und fort geht es zum Dampfer.

ICH WOHNE AUF KREDIT

an muß ab und zu einmal ein Fazit ziehen. Es hilft enorm zur Wiederherstellung des sogenannten inneren Gleichgewichts. Man muß sich vorstellen können, daß das, was amtlich beglaubigt zur besseren Unterscheidung mit Vor- und Zunamen versehen, irgendwo auf der Welt herumläuft, gar nicht so maßgebend und wichtig ist, wie es einem vorkommt, wenn man sich selbst mit solch einer Erscheinungsform identifiziert. Dann gewinnen sämtliche Dinge sofort ein anderes Aussehen. Distanzieren, loslösen muß und soll man sich gelegentlich von der äußeren Form, an die man - man möchte manchmal sagen: leider - im allgemeinen gebunden ist.

Dies alles und noch mehr sage ich mir, während ich verdrossen die Hafenstraße von Pr. Rupert entlanggehe. Wen interessiert es schon, ob Du - Du jämmerlicher Wicht, der Du Dich der staunenden Mitwelt schmackhaft zu machen versuchst, heute noch eine Bleibe findest oder noch Deinen Magen füllen kannst. Die Welt bleibt deshalb sicher nicht stehen. Mein wahres Selbst, das irgendwo in der Luft über mir schwebt, muß lachen. Du amtlich beglaubigtes Individuum, stell' Dir das einmal vor. Wärst Du wenigstens bloß noch im Holzfällerlager geblieben. Was macht es schon aus, was die Köchin von Dir denkt. Ich, der ich mich von Dir gelöst habe, Dein wahres Selbst, steht doch weit darüber, und Du, Du solltest froh sein, wenn Du,

was das Wichtigste für Dich ist, Dir den Magen hättest füllen können.

All' dies stelle ich mir vor und setze Fuß vor Fuß. Ich bin wieder freundlich zu mir und hoffe, daß mein Magen noch etwas Brauchbares findet, und denke, daß es gar nicht wichtig ist, viel Geld zu verdienen, und auch die Frage nicht so erschütternd ist, wo man schlafen wird und ob man Austern oder für Tage nur gekochten Fisch zu essen hat. Die Hauptsache ist, daß man auf alle Fälle niemals die innere Würde verliert und wenigstens noch Fische zu essen hat. Und die, die gibt es hier ja in Massen.

Dem, der nichts mehr hat, kann nichts mehr genommen werden. Er braucht sich um nichts zu sorgen und kann hoffen, immer hoffen. Schlimmer kann es niemals mehr werden, nur besser. Was gestern war, zählt nicht. Dreißig Dollar habe ich beim Pokern verloren. Was macht das schon aus. In die Hände gespuckt und das Köpfchen angestrengt und ein ganz, ganz kleines bißchen Glück dazu, dann kann es nicht fehlen.

Die Straße ist zu Ende. Ich bin bei der „Cold Storage" (Fischgefrieranlage) angelangt. In der Nähe steht ein Hotel. Ich gehe hinein und setze mich in der Lobby in einen Sessel. Man kann in jedem Hotel in Kanada sich in einen Sessel in der Halle setzen. Das ist vollkommen kostenlos, und deshalb soll man es auch tun. Etwas schäbig ist der Sessel allerdings, aber doch sehr angenehm und weich, und der Spucknapf steht in der absolut richtigen Entfernung.

In den Nebensessel setzt sich ein älterer Mann. Zunächst kümmere ich mich nicht um ihn. Allmählich jedoch wird mein Interesse wach, denn er kann wundervoll spucken. Gespannt sehe ich ihm zu. Klack, wieder hat er eine Fliege an die Wand geklebt. Bewunderung steht in meinen Augen zu lesen. Er schaut mich an, lächelt zufrieden und beginnt ein Gespräch. Was ich eigentlich so mache, und ob ich längere Zeit in Pr. Rupert bleiben wolle.

„Vorläufig werde ich wohl hier bleiben."
„Bist Du mit Deiner Unterkunft zufrieden? Wo wohnst Du überhaupt?"
„Zimmer habe ich noch nicht. Bin heute erst angekommen."
„Mensch, dann wäre es doch richtig, Du ziehst hier ein. Kannst mir glauben, die Zimmer sind prima. Mit voller Verpflegung kostet es nur dreißig Dollar im Monat. Übrigens, mein Name ist Dodd. Ich bin hier der Besitzer."
„Angenehm", sage ich und denke - ich wollte es eigentlich nicht mehr tun - an das Holzfällerlager, an Louis und die dreißig Dollar, die ich damals hatte.
„Komm, sieh Dir mal meine Zimmer an."
„Mensch, sage ich, mach mich nicht verrückt. Ich würde sofort ein Zimmer bei Dir nehmen. Aber ich hab' kein Geld und auch keine Arbeit."
„Das macht doch gar nichts. Arbeit wirst Du schon kriegen. Ich hab' auch so allerlei Beziehungen und kann Dir vielleicht etwas besorgen."
„Also, wenn Du willst?"
„Na klar, Du bezahlst dann später, wenn Du Arbeit hast."
Man soll den Menschen ihren Willen lassen. Also sage ich, daß ich einverstanden bin.
Und dann beginnt eine köstliche Zeit. Ich schlafe in einem Bett, einem richtigen weißüberzogenen Bett, und habe ein Zimmer ganz für mich allein. Dreimal täglich setze ich mich an einen nettgedeckten Tisch und kann essen, soviel ich will. Und sonst gehe ich spazieren am Hafen, angele ein bißchen, und abends spielen wir meistens gemütlich Rommey, ganz billig und solide zu fünf cent Einsatz. Jack Dodd spielt auch immer mit, und wenn er zwanzig cent verliert, regt er sich fürchterlich auf. Für uns ist das immer ein großer Spaß.
Das Hotel ist sehr gut besetzt. Jack Dodd macht sicherlich gute Geschäfte. Alle seine Mieter, außer mir, haben Arbeit und können pünktlich den Mammon abladen. Da brauch' ich mir nichts dabei zu denken, daß ich noch immer nichts

verdiene und auf Kredit wohnen muß. Jack ist auch zu mir immer ebenso höflich wie zu den Gästen, die bezahlen. Er ist bestimmt ein anständiger Mensch.

Ich wohne jetzt schon vierzehn Tage bei Jack und habe mir viel Mühe gegeben, Arbeit zu kriegen, aber es ist wie verhext, für mich scheint es nichts zu geben, Jack scheint sich auch schon Sorgen um sein Geld zu machen. Manchmal schaut er mich merkwürdig komisch an. Beim Mittagessen, an dem er teilnimmt, guckt er - so kommt es mir wenigstens vor - mit Sorge und leisem Kummer in meine Richtung. Ich stelle das einwandfrei fest, esse trotzdem aber, soviel ich nur kann.

Nach dem Essen verfüge ich mich in die Lobby und übe mich im Spucken. Ab und zu gelingt es mir tatsächlich, eine Fliege zu treffen. Da kommt Jack und sagt mir, daß es allmählich Zeit wird, mein Konto bei ihm zu verringern. Und er hätte eine ganz feine Idee. Schon lange habe er vorgehabt, sein Hotel streichen und das Dach teeren zu lassen. Das könnte ich ja nun tun. Dann wäre ihm und mir geholfen.

„Selbstverständlich, Jack", sage ich, „besorge nur Teer und die nötige Farbe. Ich fange morgen gleich an."

Am anderen Morgen stehe ich auf dem Dach und fange an zu teeren. Natürlich lege ich nur ein gemäßigtes Tempo vor. Zeit habe ich noch und noch. Ob ich heute fertig werde oder morgen, spielt keine Rolle. Der Blick vom Dach aus auf den Hafen und die Bucht lohnt sich. Das Wetter ist - für Pr. Rupert eine Seltenheit - wunderbar. Am liebsten möchte man irgendwo an der Küste in der Sonne liegen, mit vollem Magen schrankenlos faul sein, mit offenen Augen in den Himmel starren, tief den Geruch der Küste einatmen und auf das Rauschen der Wasser hören. Aufseufzend ergreife ich den Teerbesen und streiche weiter. Der Mensch ist doch nie zufrieden. Ob es wohl Würstchen zum Abendessen geben wird?

Jack ist mit dem Wetter und meiner Arbeit anscheinend

sehr zufrieden. Schon strahlt der größte Teil des Hotels in seinem neuen Anstrich. Es sieht wirklich gut aus, und ich freue mich auch.

Zur Stadt gehe ich nur noch selten. Alle meine Bekannten sind schon längst nicht mehr da. Auch Sepp ist nicht mehr in der Stinkplant. Er ist, wie ich hörte, nach Vancouver gegangen. Mit dem Anstreichen bin ich fertig! Nun sitze ich meistenteils am Bollwerk und angle oder treibe mich in der Cold Storage herum. Der Boß dort hat mir Arbeit versprochen. Aber es wird damit sicher nichts werden. Wenn auch die Arbeit da sehr schwer ist - es ist nicht einfach, den ganzen Tag lang im eiskalten Wasser zu hantieren und dazwischen stundenlang in den Gefrierräumen, wo es dreißig Grad unter Null ist, zu arbeiten - so sind die Löhne sehr hoch, und keiner der Arbeiter denkt daran aufzuhören.

Das Mittagessen ist vorbei. Ich sitze in der Lobby und lese die „Vancouver Sun". Da kommt Jack mit einem anderen Mann herein und steuert direkt auf mich zu.

„Du", ruft er und plinkert mir listig zu, „Du hast mir doch neulich erzählt, daß Du ein experienced fisherman bist."

Ich kann mich wirklich nicht besinnen, jemals etwas derartiges zu ihm gesagt zu haben und schaue ihn verbiestert an. Aber nur für einen kurzen Augenblick. Dann habe ich mich gefaßt. Bedächtig spucke ich auf eine Fliege und sage, ohne meine Stellung zu verändern:

„Natürlich Jack. Früher habe ich mehrere Jahre lang in der Nordsee gefischt."

„Didn't I tell you, Joe, wendet sich Jack an seinen Begleiter, gerade das Richtige für Dich."

„All right, sagt Joe, come on boy. Let's have a glass of beer."

Und dann haben wir drei mehrere Bier getrunken. Wie wir damit fertig sind, habe ich als Fischer auf einem achtzig Tonnen großen Fischdampfer angemustert, der am anderen Tag für die Cold Storage in See gehen wird.

Anschließend gehe ich mit Joe, meinem neuen Boß, zur Cold Storage. Dort erhalte ich einen anständigen Vorschuß und kaufe bis zu den Hüften reichende Gummistiefel, Unterwäsche, Ölkleidung und, auf Joes Anraten, auch reichlich Tabak und ein paar Flaschen Whisky ein. Am Abend wird in Jacks beerparlour selbstverständlich ein bißchen gefeiert, wobei der Rest meines Vorschusses draufgeht. Eigentlich wollte ich mit Jack abrechnen, aber er sagte, daß es Zeit hätte bis nach unserer Reise.
Nachher liege ich noch lange in meinem Bett wach und überdenke den ereignisreichen Tag. Toi, toi, toi, denke ich, hoffentlich geht alles gut.
Bis jetzt ging alles gut. Ich liege auf Deck in der Sonne und lasse mich von dem Dampfer, der sich mühsam durch die langen, rollenden Wellen des Stillen Ozeans quält, in einem angenehmen Rhythmus schaukeln. Gegen elf Uhr sind wir von Rupert abgefahren. Um zwölf Uhr setzte der smutje uns ein vorzügliches Essen - Brathühner usw. - vor. Beim Essen haben wir Fischerleute uns schon etwas angefreundet. Wir sind mit Joe, dem Kapitän, sechs Fischer an Bord. Wir fischen alle auf Anteil, haben also keinen festen Lohn, aber die schriftliche Garantie auf einen Mindestmonatsverdienst von zweihundert Dollar. Mit der übrigen Besatzung des Dampfers, den Maschinisten, Heizern und dem Kohlentrimmer, haben wir nichts zu tun. Wir haben unsere eigene Messe, wohnen für uns allein im Forecastle und haben auf der Fahrt zu den Fanggründen überhaupt nichts zu tun. Verpflegung haben wir natürlich frei. Fünf gute, kräftige Mahlzeiten täglich und dazu stehen immer heißer Kaffee und Tee, sowie Kisten mit Äpfeln und Apfelsinen für uns bereit.
Es ist sehr eng im Forecastle, gar nicht bequem. Ganz vorn sind an beiden Seiten fünfstöckige Schlafgestelle angebracht. Auf der einen Seite hausen wir Fischer. Gegenüber schläft in einer bunk der Koch. Auf den anderen vier Schlafplätzen sind Küchenutensilien untergebracht.

Etwas zurück steht an Backbord ein langer Tisch mit zwei Bänken. An der gegenüberliegenden Wand sind unsere Lebensmittel-Vorräte untergebracht. An der Rückseite steht der Kochherd, Smutjes Bereich. Viel Platz ist wirklich nicht vorhanden. Aber man ist ja nur zum Schlafen und zum Essen da unten.

Drei Tage vergehen mit Essen und Nichtstun. Das Meer ist ziemlich ruhig. Wir liegen meistenteils an Deck herum, schlafen viel und spielen ab und zu Karten. Nach dem Mittagessen meint Joe, daß wir so gegen vier Uhr bei den Fischgründen sein werden und anfangen könnten, unser Schleppnetz auszubringen. Natürlich gehen wir sofort daran, das riesige Netz in Ordnung zu bringen. Ich gebe mir dabei große Mühe und passe auf wie ein Luchs, um meine bis dato nicht vorhandenen Kenntnisse dieses wichtigsten Gebrauchsmittels der Schleppfischerei zu vermehren. Auch Dave, der in der Bunk über mir schläft und der aus den Wäldern Nord-Ontarios stammt, scheint sehr wenig Ahnung zu haben. Das erfüllt mich mit Genugtuung. Ich nehme mir vor, mich an Dave enger anzuschließen.

Ole Fergusson, der Norweger und Pat sind dagegen, wie man zugeben muß, wirklich experienced men. Es ist erstaunlich, wie schnell und geschickt sie mit dem riesigen Berg von Tauen, Blei- und Korkstücken und Netzgeflecht umgehen können.

Wirklich dreht das Schiff um vier Uhr, so wie Joe es uns gesagt hatte, bei. Wir sind angelangt. Schwerfällig rollt der Dampfer in der Dünung, rund hundert Meilen von der Küste Mittelalaskas entfernt. Zum erstenmal treten wir Fischer jetzt in Tätigkeit.

Alle Besatzungsmitglieder, soweit sie es möglich machen können, stehen auf Deck herum, um aus angemessener Entfernung zuzuschauen, wie wir uns quälen, das Netz ins Wasser zu bringen. Selbst Smutje steckt seinen Kopf aus dem Niedergang zum Forecastle.

Pat und Ole bedienen die beiden Dampfwinden, mit denen

das Netz über Bord gehoben wird. Wir anderen sind schwer mit dem Haufen von Tauen und Stahlleinen beschäftigt. Trotzdem das Manöver zuerst nicht so recht klappen will und auch Dave beinahe mit über Bord geht und alles wild brüllt und durcheinander schreit, kommt schließlich so etwas wie Ordnung in unsere Bemühungen und das Netz verschwindet ordnungsgemäß in den Fluten. Joe gibt von der Brücke einen Befehl zur Maschine. Der Dampfer geht langsam auf Fahrt und schwenkt herum. Ole und Pat passen an ihren Winden scharf auf. Noch laufen die Schleppseile langsam ab. Dave steht an der Reeling am Forecastle und paßt auf, daß die Kabel ordnungsgemäß über die dort befestigte Rolle gleiten. Ich sause derweil, so schnell ich kann, zum Hinterschiff, um die Schleppseile, die durch das Schwenken des Schiffes allmählich längsseits kommen, mit einem Schäkel zu sichern. Dann brülle ich:

„All is ready".

Pat und Ole legen ihre Winden fest, der Maschinentelegraph klingelt halbe Fahrt voraus und das Schleppen beginnt.

Jetzt haben wir für eine Weile nichts mehr zu tun. Wir verfügen uns ins Forecastle und trinken Kaffee. Nachher liegen wir auf dem Vorderdeck herum und besprechen und teilen unsere Aufgaben für nachher ein, wenn das Netz wieder an Bord gebracht wird. Natürlich halten Dave und ich uns bei dieser Tätigkeit bescheiden im Hintergrund und hören meistens nur zu.

Joe wirft ab und zu von der Andeutung einer Kommandobrücke, auf der er steht, ein Wort dazwischen. Er sagt, daß wir um sechs Uhr das Einholemanöver vornehmen werden. Auch in Zukunft werden wir immer zwei Stunden lang schleppen.

Es ist dreiviertel sechs. Wir haben uns unser Ölzeug angezogen, stehen auf Deck bereit und sind furchtbar gespannt auf das, was im Netz drin sein wird. Pünktlich stoppt das Schiff und dreht bei. Ole und Pat starten die

Winden und holen langsam das Netz ein. Endlich tauchen die beiden großen Tafeln auf, die ungeheuer schwer, aus Eisen und Blei bestehend, dazu dienen, die Flügelanfänge unseres Netzes auf Grund zu halten. Vorsichtig werden sie an Bord gehißt und die Winden abgestoppt. Dann gehen wir alle an die Reeling und greifen in die Maschen des Netzes, das längsseits schwimmt. Etwas entfernt von der Schiffswand taucht ab und zu in den Wellen der große Netzsack auf.

Eine Unmenge von Möven umflattert das Schiff. Im gleichen Takt ziehen wir.

„Hau ruck!"

Meter um Meter kommt an Bord. Ab und zu hängt in den Maschen ein Fisch. Endlich haben wir den Netzsack längsseits und können eine Schlinge um ihn befestigen. Es ist geschafft.

Fauchend beginnt sich eine Winde zu drehen. Bald hängt der Sack vorschriftsmäßig über dem Vordeck. Fluten von Wasser stürzen herab. Wir triefen alle. Dave springt schnell unter den Sack und zieht den Verschlußknoten auf. Eine silbrige Flut ergießt sich auf das Deck.

Kunstgerecht wird der Sack wieder verschlossen. Der Ladebaum wird ausgeschwenkt. Die Netzflügel werden wieder über Bord geworfen. Ole und Pat hieven mit ihren Winden die schweren Führungstafeln ins Wasser. Es klappt schon bedeutend besser als beim ersten Mal. Bald kann der Dampfer wieder auf Kurs gehen. Die Schlepperei beginnt wieder.

Nun haben wir aber keine Zeit mehr, um gemütlich Kaffee zu trinken und faul herumzuliegen. Die Luke zum Laderaum wird geöffnet. Dave steigt in den Bauch des Schiffes. Er soll unten Eis zwischen die Fische schichten. Ole schärft zwischen Luke und Kommandobrücke seine Messer. Er wird in Zukunft unsere Beute an Codfischen, Heilbutt usw. ausnehmen und säubern. Wenn wir auch in der Hauptsache Flundern fangen werden, gehen doch

immer auch andere Speisefische ins Netz, die wir natürlich nicht wieder über Bord werfen. Für Heilbutt kriegen wir sogar pro Pfund mehr als doppelt soviel bezahlt wie für Flundern. Pat und mir fällt die Aufgabe zu, die Fische auszusortieren.

Joe, unser Boß, der Doppelverdiener, denn er erhält außer seinem Anteil als Fischer auch noch den Lohn als Käpten, macht hierbei nicht mit. Und der Mann, oder, besser gesagt, das Männchen, das den sechsten Anteil vom Verkaufspreis unserer Beute erhält, der gute Jimmy, auch nicht. Jimmy, fünfzehn Jahre alt, ist nämlich der Sprößling Joes. Er hat riesige, abstehende Ohren und ist zu schwerer Arbeit nicht zu gebrauchen. Da er aber, wie gesagt, sehr gute Beziehungen zu Joe hat, können wir nichts unternehmen und machen seine Arbeit mit. Dafür muß er allen Kleinkram besorgen und uns abends die langen schweren Stiefel ausziehen.

Pat und ich stehen in dem Durcheinander von Fischen, Tang, Seesternen und noch erschrecklicheren Sachen und spießen jeweils mit den in unseren Händen befindlichen langen Stöcken, die mit einer scharfen gekrümmten Spitze versehen sind, nach Möglichkeit zwei, drei und mehr Flundern auf einmal auf, um sie mit einem kühnen Schwung in den Laderaum zu werfen, wo sie manchmal, worüber wir uns sehr freuen, dem Dave an den Kopf fliegen.

Ole steht erwartungsvoll, das Messer in der Hand, einige Meter von uns entfernt in seiner Schlachtabteilung und ist begierig darauf, größere Ströme von Blut vergießen zu können. Aber so sehr wir auch bemüht sind, ihm diese Freude zu verschaffen, gelingt es uns nicht, denn weder Cod- noch Schellfische, ganz abgesehen von Heilbutten, sind unter dem Fang.

Wie wir mit dem Sortieren fertig sind, müssen wir feststellen, daß auch die Ausbeute an Flundern sehr, sehr mager ist. Wir konnten kaum dreißig Pfund in den Laderaum werfen. Auch Joe schüttelt bedenklich den Kopf.

Um acht Uhr abends holen wir wieder das Netz ein. Jetzt klappt das Manöver schon sehr gut. Das Sortieren dauert kaum zehn Minuten. Der Fang ist noch kümmerlicher. Um zehn Uhr ist außer ein paar großen Löchern überhaupt nichts im Netz drin. Es hat keinen Zweck mehr, an dieser Stelle länger zu fischen. Wir klaren das Deck auf. Der Dampfer geht auf volle Fahrt. Wie Joe sagt, werden wir weiter nördlich, in der Nähe der Insel Kodiak, morgen erneut unser Glück versuchen.

Müde steigen wir ins forecastle hinab. Jimmy zieht uns die Stiefel aus. Dann klettern wir in unser Schlafgestell, in Kleidern, so wie wir sind. Sanft schaukelnd zieht das Schiff seinen Weg. Smutje bläst die Ölfunzel aus. Wenig später schlafen wir schon fest.

„Rise, boys, rise!"

Unangenehm laut und störend dringt Smutjes Stimme in unser Bewußtsein. Wir möchten gerne noch weiter schlafen, trotzdem die Bretter der Kojen alles andere als weich sind. Smutje läßt aber nicht nach und so stehen wir dann alle auf, fahren in unsere Gummistiefel, stülpen den Südwester auf die zerzausten Haare und stolpern, einer nach dem anderen, auf Deck. Joe ist schon oben und wartet auf uns.

Wir sind an den neuen Fischgründen angelangt. Der Dampfer hat beigedreht und wir machen uns im Halbdunkel daran, das Netz über Bord zu bringen. Die Dünung geht ziemlich hoch. Ab und zu klatscht ein Spritzer aufs Deck. Ein unangenehmer, kalter Wind läßt uns bis ins Mark hinein erschauern. Endlich ist alles geschafft. Der Dampfer geht auf halbe Fahrt. Froh klettern wir rasch hinab ins forecastle, dessen ersehnte Wärme uns in einer kompakten miefigen Wolke entgegenschlägt.

Während wir auf Deck mit dem Netz beschäftigt waren, hat Smutje Kaffee gekocht und den Tisch gedeckt. Kaffee ist etwas Herrliches! Wir lassen uns nicht nötigen, füllen uns den Bauch richtig voll und werden dann allmählich

richtiggehend wach. Es ist etwa ½5 Uhr. Wir zünden uns Zigaretten an, Pat spendiert einen Schluck Whisky, und klettern wieder an Deck. Dave öffnet die Luke zum Laderaum. Ole prüft seine Messer. Pat hockt an einer windgeschützten Stelle und hängt sein Hinterteil über Bord. Halb links voraus sind manchmal Bergspitzen zu sehen. Dort liegt Kodiak, die Heimat der gefährlichen braunen Kodiakbären.

Und dann ist es fünf Uhr. Die Arbeit fängt an. Polternd kommen die schweren Tafeln über Bord. Der Netzsack wird hochgehißt. Wie ist der Fang? Eine wahre Sturzflut von Fischen prasselt aufs Deck. Alles zeigt frohe und glückliche Mienen. Joe ruft uns auffordernd zu:

„Jetzt, boys, zeigt, wie Ihr arbeiten könnt!"

Und wir haben es gezeigt. Unermüdlich schuften wir. Die Fänge lassen nicht nach. Ohne Pause, kaum lassen wir uns Zeit zum Essen, arbeiten wir den ganzen Tag lang, bis wir uns todmüde endlich, um elf, halbzwölf Uhr abends, mit unseren nassen Lumpen auf die Koje werfen. Einige Stunden Schlaf. Dann geht es um drei Uhr morgens wieder weiter. Unermüdlich, vier, fünf Tage lang.

Mit einemmal ist der Laderaum voll. Das Netz wird nicht mehr über Bord gebracht. Ole, mit Blut beschmiert, läßt sein Messer fallen und schaut sich verständnislos um. Es sind keine Fische mehr da zum Schlachten. Das Schiff nimmt neuen Kurs, Kurs nach Prince Rupert. Wir werfen uns, so wie wir sind, in irgendeine Ecke und schlafen. In etwa drei Stunden, so gegen Mittag, werden wir am Dock der Cold Storage anlegen. Behaglich liegen wir auf dem Vordeck herum, lassen uns die Sonne auf den Bauch scheinen und freuen uns auf die Stadt. Wir haben alle gut ausgeschlafen und verspüren einen ungeheuren Tatendrang in uns. Sicher werden wir einen ganz schönen Haufen Geld bekommen. Und dann werden wir gewaltig ausgehen. Immer wieder malen wir uns genießerisch alle die Möglichkeiten aus, die wir haben werden.

Jimmy, dieser verdammte Bengel, hört uns aufmerksam zu und läßt vor Neugierde seine Ohren vibrieren.

„He, Jimmy", ruft Pat und gibt ihm, da er gerade passend dasteht, einen Tritt in den Hintern, „hier im Kreise ernster und erfahrener Männer hast Du nichts zu suchen. Hau' ab und mach' uns ein paar Krabben fertig."

Jimmy läuft diensteifrig hin zu dem Faß, in dem einige Dutzend riesiger Krabben auf ihre letzte Stunde warten, fischt ein halbes Dutzend heraus, saust mit ihnen ins forecastle und bringt uns in unglaublich kurzer Zeit die fertig gekochten, köstlichen Schalentiere. Ängstlich ist er bemüht, dem Wirkungsbereich unserer Stiefel fern zu bleiben. Joe, der gesehen hatte, wie Jimmys Hinterteil mit Pats Stiefel in Berührung kam, sagte kein Wort.

Genießerisch liegen wir in der warmen Sonne, kauen an Krabbenbeinchen - gut schmecken diese Biester - träumen von den bevorstehenden Genüssen der Stadt und schauen verächtlich auf den Kohlentrimmer, der gerade an Deck auftaucht um frische Luft zu schnappen. Wir sind die Herren an Bord. Wir verdienen das Geld! Unsere Wünsche sind allen Befehl. Wir wissen das genau und machen auch Gebrauch davon. Schwer haben wir gearbeitet und die Heuer für alle verdient und auch Jimmys sechsten Anteil. Wir wissen dies und Joe auch, und deshalb können wir auch Jimmy in den Hintern treten.

Wir liegen am Dock der Cold Storage vertäut und laden unseren Fang aus. Dave und Ole stehen unten im Laderaum bis zum Bauch in Flundern. Pat steht auf Deck neben der Luke und dirigiert den Windenmann der Cold Storage. Ich selbst befinde mich auf dem Dock und überwache das Wiegen unserer Beute. Kasten auf Kasten mit Fischen kommen herauf. In achtungsvoller Entfernung von dem sich auf dem Dock auftürmenden Fischhaufen stehen mit gierigen Augen einige Tramps. Etwas hochmütig und doch mitleidig blicke ich sie an. Tatsächlich, ich habe auch mal so dagestanden, Hunger in den Ein-

geweiden und inbrünstig auf einen Fisch gehofft. Aber das ist schon lange, sehr lange her.

Ich kann mir kaum vorstellen, daß ich auch einmal so dagestanden habe und mit ängstlichen und doch bittenden Augen den Aufseher angesehen habe. Und jetzt stehe ich würdevoll da und andere Leute schauen mich ängstlich und bittend an. Zufrieden nicke ich. Ja, man hat es doch endlich zu etwas gebracht und stellt etwas vor.

Wieder ist ein Kasten mit Fischen hochgezogen. Ich wende mich in Richtung der Tramps und winke gnädig: „Kommt her, Boys, und bedient Euch."

Sogar eigenhändig suche ich ein paar schöne Heilbutt aus dem Haufen heraus und drücke sie den Jungs in die Hände.

„Nehmt nur und laßt es Euch gut schmecken."

Und dann, erst nachdem die Tramps mit ihren Fischen zufrieden gegangen sind, lasse ich den Rest wiegen. Jetzt gehören die Fische der Cold Storage und ich habe kein Verfügungsrecht mehr darüber. Jetzt sind sie von uns verkauft. Die paar Pfund Fische, mit denen die Tramps glücklich weggegangen sind - was machen die schon für uns aus! Auf die paar Cent weniger kommt es wirklich nicht an.

Mit dem Ausladen sind wir fertig. Gott sei dank! Besonders Dave und Ole sind äußerst froh, als sie endlich verfroren und entsetzlich nach Fisch riechend, wieder an Deck kommen können. Joe ruft uns zu, daß wir nun machen könnten, wozu wir Lust hätten und daß wir auch ins Büro der Cold Storage gehen könnten, wenn wir Geld brauchten. Auf alle Fälle sollen wir aber pünktlich übermorgen um elf Uhr vormittags wieder an Bord sein. Dann geht es wieder hinaus zu den Fangplätzen.

„Ist gut", sagt Pat. „Und nun, Leute, aber nichts wie an Land."

STÜRMISCHE FANGFAHRT

Man soll alte Freunde nicht vergessen. Das ist nicht mehr als anständig und manchmal ist es sogar angenehm, sie wieder zu sehen. Heroisch aber ist es, wenn man sie aufsucht, obgleich man ihnen Geld schuldet und verpflichtet ist, den soeben sauer verdienten Kies abzuladen. Trotzdem oder vielleicht deshalb führt mein zweiter Weg - mein erster ging natürlich zur Kasse - schnurstraks zu Jack Dodd. Dave und Ole haben sich selbständig gemacht. Mir scheint, daß da Frauen im Spiele sind; Pat aber hat sich mir angeschlossen. Ihm ist es, wie er mir erklärte, ganz egal, wo er sich besaufen würde. Da ich ein anständiger Kerl sei und es bei Jack Dodd auch Bier gebe, würde er mitkommen.

Nun sitzen wir bei Jack im beerparlour - Jack hat sich natürlich gefreut, daß ich gekommen bin - und trinken. Wie das nun so geht. Pat schmeißt eine Lage, ich schmeiße eine Lage, Jack Dodd schmeißt eine Lage. Dann fangen wir wieder von vorne an. Dabei kommen wir auf den Geschmack und Jack kriegt eine Flasche Whisky raus. Und dann trinken wir zu jedem Bier einen Whisky. Selbstverständlich fängt dabei in uns ein ungeheurer Tatendrang an zu erwachen. Auch müssen wir plötzlich daran denken, daß Dave und Ole dem Pat versprochen haben, uns bei Clavey's zu treffen. Also sage ich zu Jack, daß Pat und ich unbedingt noch nach Prince Rupert

hinein müßten. Jack sieht diese Notwendigkeit auch ein. Er würde gerne mitkommen, aber leider, leider sei er verheiratet.

Bis zur Stadt sind es immerhin zwei Kilometer Weg. Also bestellen wir uns ein Auto. Und dann trinken wir noch einen und noch einen. Ich will mir bei Jack vorsorglich ein Zimmer bestellen. Aber Pat meint, daß es nicht nötig sei; ich solle das Geld dafür lieber versaufen. Heute kämen wir doch nicht mehr ins Bett. Mir leuchtet das ein. Auf alle Fälle sage ich aber zu Jack, daß ich mit ihm abrechnen möchte. Aber Jack meint, daß er es gar nicht so eilig hätte und daß morgen auch noch ein Tag sei. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Selbstverständlich ist morgen auch noch ein Tag. Auf alle Fälle wird das Auto frühestens in einer halben Stunde da sein. Also bestellt Pat eine Lage. Wir sagen:

„Your Health!"

Und dann bestell' ich und anschließend wieder Jack, bis endlich das Auto da ist.

Mit einem Auto zu fahren ist wirklich schön. Auch wenn man nur ein paar lumpige Dollar in der Tasche hat. Aber es gibt einem so ein Gefühl, als wenn das Leben wirklich nur aus einer Sonnenseite bestände. Eine Genugtuung verspürt man, besonders wenn man in nicht mehr ganz einwandfreien Overalls drin sitzt und dazu schon mehrere Biere im Leibe hat. Was schadet es, wenn wir, Pat und ich, intensiv nach Fisch riechen. Die Hauptsache ist, daß wir in dem Auto sitzen und der Fahrer alle unsere Befehle ausführt. Schließlich kann ein Millionär auch nicht mehr verlangen. Ein Millionär! Himmel, Arm und Wolkenbruch, was ist das schon! Er kann, wenn er will, Auto fahren. Aber das tun wir jetzt auch. Er kann essen, was er will, wenn er einen guten Magen hat. Wir leider nicht immer. Aber dafür sind unsere Mägen in ganz ausgezeichneter Verfassung.

So denke ich, während wir mit dem Auto zur Stadt fahren.

Gott, haben damals die Makkaroni mit Käse geschmeckt! Da Ole und Dave uns bei Claveys erwarten wollen, steigen wir vor dem Poolroom aus. Dave knobelt sich gerade mit Clavey einen aus. Ole aber ist nirgends zu sehen. Wir denken, daß wir noch ein bißchen hier auf Ole warten wollen und trudeln mit. Ich verliere zwei Lagen. Clavey zaubert eine Flasche Whisky hervor und wir gießen schnell und verstohlen ein paar Tassen voll „Black and White" hinunter.

Na ja, Whisky ist immer gut und angenehm zu trinken, aber allmählich kriegen wir Sehnsucht nach anderen Genüssen. Was wir eigentlich weiter anfangen wollen, wissen wir zwar nicht genau, denken aber, daß es zunächst nichts schaden könnte, irgendwo fein zu essen. Vorhin fuhren wir an so einem hellerleuchteten pikfeinen Resfaurant vorbei - Geld haben wir - und da müßte man eigentlich hinein.

Gesagt, getan. Wir instruieren Clavey, wohin wir gehen wollen, damit er Ole Bescheid sagen kann, falls der noch auftauchen sollte, und schwirren ab.

Etwas bedrückt stehen wir vor den blitzenden Spiegelscheiben und der vornehmen Drehtür. Aber nur kurze Zeit. Dann gehen wir mutig hinein. In Nischen stehen fein gedeckte Tische. Es ist ziemlich leer. Nur in einer Ecke sitzt eine fröhliche Gesellschaft zusammen. Auch ein paar hübsche Girls sind dabei. Wir sagen: „Hallo" und setzen uns in die Nebenkoje. Die Mädchen schauen zu uns herüber und lächeln lieb. Uns geht das ein wie Butter. Wir lassen uns aber nichts anmerken und tragen eine gelangweilte Miene zur Schau.

„Mensch", sagt Pat zu mir und rekelt sich behaglich in seinem Sessel, „dieser joint ist richtig. Hier kriegt man geradezu Appetit. Nun wollen wir mal die Speisekarte hinunteressen." Auch Dave grunzt zufrieden vor sich hin und schielt ab und zu nach den Mädchen. Dann stecken wir uns eine „tailormade" (fertig gekaufte Zi-

garette im Gegensatz zu den selbstgerollten) an und warten auf die dienstbaren Geister. Ein unerhört eleganter Mann taucht mit einer Platte auf, eilt zu dem Nebentisch und verteilt dort etwas Rotes, Dampfendes auf die einzelnen Teller.

Ich denke mir, daß ich auch so etwas bestellen werde und versuche inzwischen, das eine Mädchen intensiv anzuschauen. Aber sie merkt nichts. Nur der Mann, der neben ihr sitzt, dreht sich um und guckt mich an. Ich lasse mich dadurch gar nicht stören und stiere das Mädchen weiter an. Schließlich muß die ja auch mal was merken.

Pat tritt mir etwas rauh auf den Fuß, deutet auf den Nachbartisch und stößt zwischen den Zähnen ein begeistertes „damn it" hervor. Dave spuckt selbstvergessen ans Tischbein und seufzt leise. Und gerade dann kommt mit einmal der Ole herein. Er begrüßt uns herzlich und fragt, ob wir schon gegessen haben. Richtig, wir wollten ja essen!

„He waiter!"

Aber die scheinen alle zu tun zu haben. Keiner meldet sich. Uns kommt es nun wirklich nicht auf ein paar Minuten an. Also warten wir eben. Die Girls sind wirklich süß!

Ole stiert dumpf vor sich hin. Mit dem scheint nicht alles zu stimmen. Richtig sagt er auch nach einer Weile, daß er vorhin zu seinem Mädchen gegangen wäre und sie mit einem anderen getroffen hätte. Da kann man nichts gegen machen. Natürlich hat er nun eine Wut im Bauch. Wir werden allmählich auch ärgerlich. Die Mädchen am Nebentisch wollen anscheinend nichts von uns wissen. Auch haben wir immer noch nichts zu essen gekriegt. Der eine waiter läuft andauernd zu unseren Nachbarn, und zu uns kommt kein Mensch. Wir rufen energisch nach Bedienung. Pat fängt an zu schimpfen. Der Mann, der sich vorhin so dumm umblickte, wie ich das Mädchen

ansah, sagt zu dem Kellner irgendetwas und zeigt lachend auf uns.

Mit einmal explodiert die Wut in Oles Bauch. Er haut auf den Tisch, daß die Ketchupflasche umkippt und brüllt nach dem Manager. Kein Manager kommt. Der Kerl am Nebentisch lacht dreckig. Wir sind dann alle, Pat, Ole, Dave und ich, aufgestanden und haben energisch protestiert. Zunächst habe ich schnell dem Mann nebenan ein paar geklebt, wozu die Mädchen laut quiekten, und dann bin ich hinter den andern her. Ole, der den ekligen waiter vorhat, ist schon durch das halbe Lokal durch. Nach kaum fünf Minuten sind wir fertig mit Protestieren und stehen wieder auf der Straße. Ole hat ein blaues Auge. Er war damit an den Barmann gestoßen. Wir fühlen uns erleichtert und beinahe wieder zufrieden. Wir haben uns, wie wir feststellen, tadellos benommen! Es ist schließlich nicht unsere Schuld, daß ein paar lausige Tische und Stühle zerbrachen. Man soll uns eben nicht reizen. Schließlich kann einem niemand verbieten, ein paar Mädchen anzugucken. Und überhaupt hatten wir ja auch Geld genug, um unser Essen zu bezahlen. Schade nur, daß wir den Manager nicht gekriegt haben!

Von den feinen Restaurants haben wir die Nase voll und gehen in eine Fischerkneipe hinein, um dort zu essen. Ich denke wohl, daß es schade ist, daß ich jetzt so was Rotes, Dampfendes nicht essen kann, aber schließlich ist ein handfestes Steak auch nicht zu verachten.

Nachher kriegen wir mächtigen Durst und gehen zur Vierten Straße, wo Pat ein feines Lokal weiß, in dem es einen guten Whisky gibt und wo man auch ein kleines Spielchen machen kann. Das Lokal war wirklich sehr brauchbar. Ziemlich happig waren die Preise. Aber es gab ausgezeichnete Sachen. Trinken mußte man in einem kleinen Hinterraum. Es waren sehr viele Besucher da und einige spannende Pokerpartien im Gange. In einem Raum wurde sogar Roulette - auf amerikanisch - gespielt.

Um einen riesigen hufeisenförmigen Tisch standen Hocker für die einzelnen Spieler. Prima Aufmachung, grünes Tuch und darauf vor jedem Sitz ein Rouletteschema mit Transversalen, Nummern usw. aufgezeichnet. An der Innenseite des Tisches standen mehrere Männer - die Croupiers - die auf die einzelnen Einsätze aufpaßten. Hatte nun jeder gesetzt, rief einer dieser Männer „fertig" und, wie bei uns auf dem Jahrmarkt, huschte ein Lichtstreif wie ein Uhrzeiger um ein auf der Wand aufgezeichnetes Roulette, um dann irgendwo stehen zu bleiben. Je nachdem, wo der Zeiger hielt, gab's dann Geld oder nicht.

Wir hatten absolut keine Ahnung von dem Spiel, da aber einige Plätze frei waren und es sehr spassig schien, setzten Dave und ich uns hin und riskierten ein paar Dollars, während Pat im Hinterzimmer dem Ole half, sein blaues Auge innerlich weiter mit Whisky zu kühlen. Wie es nun schon so geht. Der eine Mann, der auf uns aufpaßte, nahm uns jedesmal das eingesetzte Geld weg. Wir sagten aber nichts und dachten, daß es schon seine Richtigkeit haben werde. Und dann schmissen wir unsere letzten paar Dollar - viel hätten wir ja doch nicht mehr damit anfangen können - zusammen auf eine Stelle. Mit einem Male drehte sich wieder der Lichtzeiger, was mächtig spaßig war und blieb richtig wieder stehen. Anschließend kam der Mann zu uns. Dave sagte zu mir:

„Paß auf, jetzt nimmt er uns auch dies Geld noch weg." Aber er sah uns bloß an und rief die anderen Männer. Die kamen auch und guckten. Mit einmal holte der eine einen mächtigen Haufen Dollarnoten hervor und schmiß sie vor uns auf den Tisch. Wir steckten das Geld schnell ein. Was man hat, hat man.

Ein unbeschreiblich wonniges Gefühl erfüllte meinen Busen und ich verspürte augenblicklich einen unbändigen Durst. Dave ging es anscheinend genau so, denn er stand ebenso wie ich ohne Zögern auf. Wir gingen ins Hinterzimmer und verständigten Pat und Ole von dem unglaub-

lichen Glücksfall. Selbstverständlich mußte jetzt gefeiert werden. Wir waren eisern entschlossen, nicht eher aufzuhören, bevor das Geld alle war. Für Ole, der schon sehr geschwächt war - sein blaues Auge und die vielen durch den Ärger mit seinem Mädchen notwendig gewordenen Extra Drinks - sollte unser Entschluß allerdings von sehr zweifelhaftem Wert werden.

Nachdem wir einige Lagen bewältigt hatten, beschlossen wir, den Schauplatz unserer Bemühungen zu wechseln. Es waren dafür zwei Gründe maßgebend. Erstens der nicht unbegründete Verdacht - wir waren manchmal wirklich sehr vorsichtig - daß der Mann, der uns das Geld ausgezahlt hatte, es wieder zurückverlangen könnte. Andererseits hatten wir schon das Stadium erreicht, wo man ernsthaft mit dem Gedanken zu spielen beginnt, tanzen zu gehen. Gottverdammich, warum sollte man nicht auch einmal ein Mädel im Kreise herumschwenken. Aber, wo sollten wir hingehen? Die beiden Tanzhallen sind heute geschlossen. Man könnte ja irgendwo privat etwas veranstalten. Aber wir kennen ja niemand. Pat fällt Tante Mary ein. Tante Mary, die ein Boardinghouse in der 6. Straße betreibt und nebenbei einen kleinen heimlichen Handel mit alkoholischen Getränken unterhält, ist bestimmt das Richtige für uns.

Einträchtig hielten wir unseren Auszug aus der Spielhölle und stolperten fröhlich singend durch den sanft nieselnden Regen - in Prince Rupert regnet es nämlich fast immer - Frohsinn in unserem Herzen, hin zu Tante Mary.

Obgleich wir erheblich schwankten, ließ uns Mary, nachdem wir unser Geld gezeigt hatten, sofort hinein und führte uns in den Salon. Wir glaubten an einen überwältigenden Sieg unserer Persönlichkeit. Nachher wurde es uns ja dann klar, daß sie nur auf unser Geld scharf war. Es wurde unerhört lustig und anregend. Wir bestellten Whisky und Bier. Tante Mary durfte mittrinken. Dave zog das Grammophon auf und eine ziemlich behagliche

Stimmung entstand. Trotzdem war es immer noch nicht das Richtige. Mary schien das auch zu fühlen und verschwand. Nach einiger Zeit kam sie wieder, gefolgt von einigen Mädchen, die in Kennedys store arbeiteten und bei ihr wohnten. Wir wurden den Damen vorgestellt. Wir bestellten eine neue Lage und nun hatte alles seine Richtigkeit. Wir sagten: „Prost Mary! Prost Lucy" usw. und riskierten ab und zu auch mal ein Tänzchen. Es war äußerst gemütlich. Dave, der seine neugekauften Ausgehschuhe an hatte, taten die Füße weh. Stell sich einer das bloß vor. Gleich kam Mary und zog ihm höchst persönlich die Schuhe aus. Aus Dankbarkeit gab er natürlich eine extra Lage aus.

So waren wir schon einige Stunden wacker beim Zechen, da stand der Ole ganz plötzlich auf und sagte:

„Allright, boys. Ich geh' jetzt mal nachsehen, ob mein Mädchen wieder mit einem anderen zusammen ist."

Eigentlich wollten wir mitgehen, aber man soll sich nie in persönliche Angelegenheiten mischen. Auch war das Geld noch nicht alle. Deshalb blieben wir sitzen und wünschten ihm nur viel Glück. „So long, Ole. Morgen sehen wir uns dann auf dem Boot."

Ole geht. Das Grammophon leiert herunter: „In the springtime in the Rockies." Dave legt behaglich seine Beine auf den Tisch. Lucy kitzelt ihn an den Fußsohlen. Er ist schrecklich kitzlig und krümmt sich vor Lachen. Uns imponiert das. Wie ziehen unsere Schuhe aus, bestellen eine neue Lage, sagen Prost und fangen an, uns gegenseitig zu kitzeln. Auch die Mädchen ziehen die Schuhe aus.

„Whoopee!"

Kitzeln macht mächtigen Spaß. Pat schreit ununterbrochen, daß wir nicht an die linke Fußsohle kommen sollten. Er könne das nicht aushalten. Die Anstandsfrau zieht unermüdlich das Grammophon auf.

„In the springtime in the Rockies!"

Mich hat man plötzlich an den Zehen vor. Pat wird schon ganz grün im Gesicht. Wir wollen Bier. Eine neue Runde steht auf dem Tisch.
„Dutchy bezahl'!"
„Sure."
Es ist kaum glaublich. Leer hole ich die Hand wieder aus der Tasche heraus. Das Geld ist alle. Die Mädchen setzen abweisende Mienen auf. Mary kommt besorgt herangewackelt. Gott sei Dank findet Dave noch einen zerknüllten Fünfdollarschein. Er schmeißt ihn auf den Tisch.
„Eine Lage Whisky dazu!"
In meinem Kopf geht ein Mühlrad. Ich will singen: „In einem kühlen Grunde." Pat fängt an zu streiten und behauptet, daß er im Kopfstand eine Flasche Bier austrinken könnte. Er macht auch einen Versuch dazu, fällt aber und reißt den Tisch um. Dann geht alles durcheinander. Nur das Grammophon wimmert eintönig weiter. Mary holt - ich weiß nicht woher - stille Reserven heran. Ich sehe wie Pat hinausgeschmissen wird und will protestieren. Aber ich komm' nicht mehr dazu. Jemand versetzt mir einen Tritt. Im Handumdrehen bin ich bei Pat. Dave fliegt hinterdrein. Wumms, bumms kommen ein paar Schuhe angeschwirrt. Die Tür wird zugehauen. Das Fest ist zu Ende.
Wir sammeln einige Schuhe auf und gehen durch den Nieselregen. Es ist stockfinster. Uns ist das ganz egal. Angenehm ist das, wie einem so der Regen ins Gesicht schlägt, um schließlich allmählich tropfenweise den Hals herunterzusickern. Es ist ungemein erfrischend. Bloß man kann keinen richtigen Gedanken fassen. Dazu ist es viel zu dunkel.
Da waren vorhin doch Mädchen gewesen und ein Grammophon. Pat lacht laut auf:
„Mensch, wie das Luder mich gekitzelt hat."
Richtig, denke ich, das war eigentlich eine feine Sache.

Vor uns taucht aus dem Dunkel schattenhaft etwas Säulenähnliches auf. Wir stehen da und staunen. In den Nachthimmel ragt auf einem kleinen freien Platz ein Totempfahl.
„Vorsichtig, Jungs", sage ich, „hier sind sicher irgendwo Indianer."
Mißtrauisch schleichen wir näher. Plötzlich sagt Dave:
„Seid doch bloß nicht verrückt. Das ist ja dieser dämliche Pfahl dicht am Bahnhof, an dem wir schon so oft vorbeigelaufen sind."
Erleichtert atmen wir auf. Ich bin etwas enttäuscht und fange an, über die Sitten und Gebräuche der Siwash-Indianer zu reden. Dave und Pat hören geduldig zu. Wenigstens laufen sie nicht weg. Ich denke an Lucy und die Sittenverderbnis der weißen Rasse und daran, daß alles so teuer ist. Mir fällt der Chippewyan ein - damals, wie ich den Brunnen baute - und seine Squaw. 50 Cent wollte er nur haben. Herrlich, diese Natürlichkeit und Naturverbundheit der stolzen Ureinwohner Kanadas.
„Ist es da ein Wunder, wenn mir die Zunge überfloß und ich begeistert im Schatten des Totempfahl von der großen Vergangenheit der roten Rasse sprach?"
Nur der Regen stört. Es ist unangenehm, wenn man sich alle Augenblicke das Wasser aus dem Gesicht streichen muß. Mit einem Male hat Pat einen herrlichen Gedanken. Neidlos erkenne ich dies an, obgleich er unvermittelt meine Ausführungen unterbricht. Ganz plötzlich sagt er nämlich:
„Eigentlich könnten wir uns doch unsere Schuhe anziehen." Pat hat unbedingt recht. Warum überhaupt schwenke ich krampfhaft einen Schuh in meiner rechten Hand. Natürlich ziehen wir uns unsere Schuhe an. Auch wenn meine lichtvollen Reden dadurch unterbrochen werden. Wenn das Leben ruft, müssen eben alle Theorien schweigen. Aber es ist nicht so einfach!
In dunkler Nacht, im strömenden Regen, am Totempfahl, dem unwirklichen Wahrzeichen einer fremden, längst ent-

schwundenen Kultur, stehen drei, sagen wir ruhig Durchschnittsprodukte der Jetztzeit und bemühen sich krampfhaft, ihre Füße zu beschuhen. Es ist eine fürchterliche Arbeit. Trotzdem wir uns verzweifelt bemühen, will uns das Werk nicht gelingen. Sechs Beine haben wir. Schuhe - nur fünf. Ein Kunststück ist es, dabei zurechtzukommen. Pat und Dave fluchen. Ich lache nur dreckig - mir ist es egal - ich habe auf alle Fälle zwei Schuhe erwischt und angezogen. Dave fällt ein, daß ihm seine Schuhe sowieso zu klein sind. Also darf sich Pat von den drei restlichen Fußbehältern die zwei bequemsten aussuchen und anziehen. Den übriggebliebenen Schuh wirft Dave verächtlich weg. Es ist wieder einmal alles in Ordnung.

Wir fassen uns unter und gehen weiter. Pat stimmt an: „It's a long way to Tipperary."

Wir fallen begeistert ein. Ich denke, daß es nicht nur nach Tipperary, sondern auch bis zu Jacks Hotel sehr weit ist und uns sicher noch ungeheure Strapazen beschert sein würden. Mir fällt das feine Lokal und das rote Dampfende ein. Eigentlich möchte ich sowas jetzt doch gerne essen.

Singen tun wir gar nicht mehr. Wir sind schrecklich müde. Zwei Kilometer sind es bis zu Jack Dodd's Hotel. Die sind wir sicherlich schon gegangen. Bloß man kennt sich so im Finstern nicht richtig aus. Klar ist es uns jedenfalls, daß wir tüchtig marschiert sind. Nun fühlen wir ganz deutlich in unserem Unterbewußtsein, daß wir angelangt sind.

„Da ist ja auch die Tür."

Zufrieden gehen wir hindurch und legen uns beruhigt ins Bett.

Es regnet noch immer.

Mir ist widerlich kalt. Im Halbschlaf taste ich nach der Decke. Die Decke ist nicht da. Komisch! Meine Hand faßt in etwas Stachliges. Ich erschrecke. Merkwürdiges Bett.

Alles ist feucht und naß. Ich glaube, ich bin ins Wasser gefallen. Entsetzt fahre ich hoch. Jetzt sticht mir jemand sogar durch den Kopf. Ich leide furchtbar. Und dann sehen meine Augen verständnislos einen Zaun und dahinter eine Straße und ein paar Häuser. Neben mir liegen Pat und Dave, Pat in einer kleinen Wasserlache, auf deren Oberfläche vereinzelte Regentropfen kleine Kreise ziehen. Dave röchelt leise. Ich kann an nichts anderes als an eine Naturkatastrophe denken und krauche frierend, ohne meinen Kopf zu bewegen, denn sonst sticht wieder jemand hinein, zu meinen Kameraden, um sie zu retten.

Nachher sitzen wir alle drei zusammen und stieren uns an, hilflos und verlegen. Endlich sagt fröstelnd der Dave und starrt dabei auf seine schmutzigen, zerrissenen Socken- „Kitzeln konnte das Aas."

Da wird mir mit einmal wieder alles klar und ich schäme mich furchtbar. Trotzdem aber sticht es in meinem Kopf noch immer. Dann schwören wir uns, keinem zu erzählen, daß wir hier auf der Weide gelegen haben.

Später gehen wir untergehakt trübselig die Straße entlang. Wir sind ganz dicht bei Jacks Hotel und der Cold Storage. Da unten am Dock liegt ja auch der „Foster", unser guter, alter Fischdampfer. Automatisch steuern wir drauf los. Es ist später Nachmittag. Schauerleute sind dabei, Kohlen zu laden. Jimmy, der mit den vibrierenden Ohren, steht auf Deck und grinst uns unverschämt an. Heute kann er es ruhig tun, ohne Vergeltung befürchten zu müssen. Wir sind zu sehr abgekämpft und haben nur den einen Wunsch in uns, möglichst ohne Schaden unsere Schlafplätze im Forecastle zu erreichen. Außerdem tun mir die Füße weh. Schön ist es, so behaglich in einer Schaukel zu liegen, so im sanften, gleichmäßigen Rhythmus gewiegt zu werden. Beine hoch, Kopf runter. Kopf hoch, Beine runter. Links rüber, rechts rüber. Kopf, Beine. Wundervoll! Herrlich kann man dabei träumen. Rechts rüber, links rüber. Wie das nur so lieblich duftet. Links rüber, Beine runter.

Steak! Saftiges, großes Steak. Kopf runter, rechts rüber. Junge, ein Götterfressen, dieses große Elchschnitzel. Aber es riecht wirklich nach Steak. Schnuppernd hebe ich die Nase und stoße mir dabei an der oberen Bunk den Kopf. Donnerwetter! Das ist doch das Forecastle. Ich bin ja gar nicht mehr im Busch. Also nichts mit Steak und ich habe doch so einen Hunger. Kopf runter, Beine hoch. Unwillkürlich muß meine Nase wieder schnuppern. Es bleibt dabei. Ganz unverkennbar, über all den undefinierbaren Gerüchen des Forecastles schwebt deutlich wahrnehmbar der Geruch knusprig gebratener Steaks. Und da ertönt auch schon Smutjes Stimme:

„He, boys, steht auf! Mittag ist fertig. Ihr habt verdammt Zeit genug gehabt, euren Rausch auszuschlafen."

Fünf Minuten später sitzen wir, Pat, Dave und ich, am Tisch und hauen in die Steaks ein.

„Unser braver, lieber Smutje!"

Wir sind sehr friedlich gestimmt und nehmen es ihm auch gar nicht weiter übel, daß er uns wegen unseres Ausschens anpflaumt.

Nachher gehen wir auf Deck. Ich ziehe unwillkürlich meinen Kopf ein, als ich die Luke zum Niedergang öffne. Es pfeift ein ekelhafter Wind. Das Schiff rollt tüchtig in den langen Wogen des Pugetsundes, durch die wir nach Norden hin steuern.

Joe steht, wie üblich, am Steuerrad. Er blickt uns mißmutig an und fragt, wo der Ole ist.

„Herrgott, der Ole! Den haben wir ja ganz und gar vergessen." Wir hatten uns schon gewundert, daß wir so bequem am Tisch im Forecastle sitzen konnten. Sonst war es nämlich verdammt eng gewesen.

„Ja, weißt Du, boß", sagt da der Pat und kratzt sich verstohlen am Kopf, „mit dem Ole ist das so eine Sache. Wo er ist, wissen wir auch nicht. Wir waren mit ihm zusammen gewesen. Aber dann ist er weggegangen, um nach seinem Mädchen zu sehen. Er hatte nämlich eine

ganz verdammte Wut im Bauch. Wenn da bloß nichts passiert ist."

Joe ist ärgerlich und schimpft:

„Nun müßt Ihr eben Oles Arbeit mitmachen. Überhaupt, wie seht ihr aus! Zieht euch endlich um, damit ich weiß, daß ich ein paar ordentliche Fischer an Bord habe!"

„Allright, Joe", sage ich und schiele verstohlen an mir herunter. Tatsächlich, weder als Fischer noch als Gent kann ich Staat mit mir machen.

Nachdem wir uns umgezogen haben, gehe ich an Deck und schmeiße meine Ausgehschuhe über Bord. Wehmütig denke ich dabei, daß ich das nächstemal nicht mehr so gierig sein werde, mir als erster zwei Schuhe zu schnappen. Denn hätte ich nämlich da am Totempfahl gewartet, hätte ich vielleicht nicht zwei linke Schuhe erwischt. Vielleicht sogar, so denke ich, und das ist das Schmerzlichste an der Sache, war der Schuh, den der Dave wegwarf, mein eigener. Hätte ich bescheiden abgewartet, dann hätte ich jetzt sicher meine Schuhe zusammen, denn der eine linke Schuh, den ich eben über Bord warf, gehörte mir wirklich. Sechs Dollar glatt im Eimer, so überlegte ich wehmütig. Zwei linke Schuhe? Kein Wunder, daß mir die Füße wehtaten. Na, nächstes Mal passe ich besser auf.

Ins Forecastle mag ich nicht gehen. Hier aber auf dem Vordeck ist es unangenehm kühl. Also nichts weiter, als hin zum Achterschiff, da wird wohl eine windgeschützte Stelle zu finden sein.

Wie ich um den Niedergang zum Maschinenraum herumkomme, sehe ich meine Kameraden Dave und Pat faul und bequem daliegen. Ich haue mich glückselig neben sie auf die Planken hin. Das Deck ist vollkommen trocken. Kein Spritzer erreicht uns hier. Man kann in Ruhe seine Steaks verdauen. Etwas von uns entfernt liegt Jimmy. Wir beachten ihn gar nicht. Nach einer Weile ruft Pat ihn an und sagt, daß er uns eine Kanne Kaffee holen soll. Aber der Bengel rührt sich nicht und grinst nur dreckig. Da

werde ich böse - sind wir die Fischer oder nicht - gehe hin und trete ihm aufmunternd in den Hintern. Es dauerte auch wirklich nicht lange und der Kaffee war da. Ein höflicher, dienstbeflissener Jimmy schenkte ihn uns ein. Wir ließen ihn noch ein paar Apfelsinen holen. Ich habe scharf aufgepaßt, ob er wohl wieder grinsen würde, aber er verzog keine Miene. Zufrieden trank ich meinen Kaffee aus. Es macht gar nichts aus, wenn man mal besoffen an Bord kommt, wichtig ist nur, daß man sich Respekt verschaffen kann.

Wir sind wieder in der Nähe der Kodiakinsel. Der Dampfer hat beigedreht. Wir bringen unser Netz aus. Der Wind ist stärker geworden. Trotzdem wir Ölzeug anhaben, sind wir bald bis auf die Knochen naß. Mein Blick fällt auf

Jimmy, der uns von einer geschützten Stelle aus zusieht. Die Hauptsache ist, denke ich, während ich die Schleppseile einschäkele, in den Hintern treten. „All is ready", rufe ich und dann steigen wir einträchtig ins Forecastle hinab, Dave, Pat und ich.

Joe zieht ein schiefes Gesicht. Wir selbst rennen verdrossen an Bord umher. Drei Züge haben wir gemacht, fast nichts gefangen und ein Netz total zerrissen. Wieder machen wir uns zum Einholemanöver fertig. Das Deck ist glitsehig. Es ist eine Hundearbeit.
Das Netz ist über Bord gegangen. Der Dampfer torkelt wieder schwerfällig durch die sich aufbäumende See. Verdrießlich stehe ich in einem großen Haufen Tang, Seesternen und ähnlichem Zeug und picke die wenigen Flundern heraus. Es ist wieder nichts.
Wir arbeiten wie die Wilden. Aber der Fang wird nicht besser. Die kräftige Brise ist allmählich zum Sturm geworden. Es ist erst neun Uhr abends und bereits stockfinster. Joe sagt, wir sollen Schluß machen. Wir räumen bereitwillig auf. Joe steuert das Schiff zur Kodiakinsel, wo wir in Lee vor Anker gehen.
Morgens um zwei hieven wir den Anker auf und dampfen wieder hinaus. An Deck kann man nur angeseilt arbeiten. Beim ersten Zug haben wir kaum 50 Pfund Fische. Das zweite Mal? Wir freuen uns. Wenn wir auch wenig Flundern im Netz haben, haben wir doch einen Schwarm von Codfischen gefaßt. Das Netz ist voll. Die Wogen schlagen alle Augenblick auf Deck. Das Ölzeug hilft nur wenig. Wir sind total durchnäßt. Aber das macht gar nichts. Wir haben einen guten Fang gehabt und arbeiten gerne. Das überschwemmte Deok hat auch sein Gutes. So wird das viele Fischblut schnell weggewaschen.
Einige Stunden vergehen. Wir haben unser Netz schon wieder zweimal an Bord gehabt, aber wenig erbeutet. Jetzt sind wir erneut mit dem Einholen des Netzes beschäftigt. Der beigedrehte Dampfer rollt ganz erbärmlich.
„Hau ruck."
Es ist gar nicht einfach, bei diesem Seegang den Netzsack an Bord zu kriegen. Wir sind in Schaumspritzer gehüllt. Auf dem Deck steht das Wasser knietief und schwabbt hin und her. Wohl strömen die überkommenden Seen durch

die Speigatten unaufhörlich ab, aber für die riesigen Wassermengen sind die Abflußlöcher zu klein.

Nach harter Arbeit - wir rissen uns die Finger blutig - haben wir das Netz oben.

„Das Netz?"

Nein, nur ein nicht mehr zu flickendes Etwas von zerrissenem Garn und Tauen. Damit wird man sobald nicht wieder Fische fangen können. Vor Wut rinnen uns die Tränen die salzzerfressenen Wangen herunter. Aber was nützt das schon. Mit halberstickter Stimme gibt Joe einen Befehl zum Maschinenraum durch.

„Halbe Fahrt voraus!"

Dann greift er kräftig in die Speichen des Steuerrades und bringt den Dampfer auf Kurs. Kurs nach Prince Rupert. Für diesmal ist die Fangfahrt aus. Wir haben kein Reservenetz mehr. Über das schlingernde Deck torkeln wir verdrossen zum Forecastle.

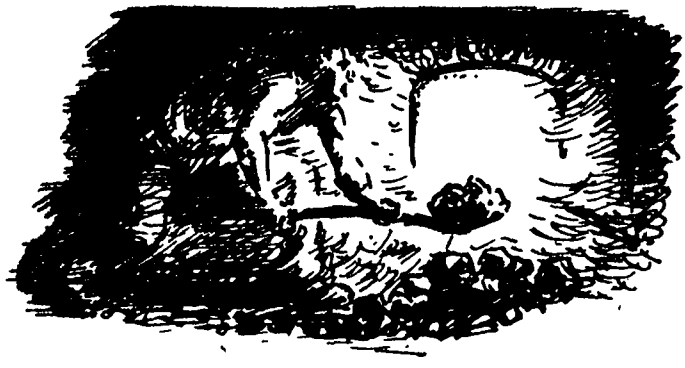
In unsere Koje gepfercht, liegen wir da, ohne ein Wort zu sagen. Selbst Smutjes krampfhafte Bemühungen, uns auf seinem wild tanzenden Herd ein Mahl zu kochen, lassen uns kalt.

So liegen wir und horchen auf das Toben des Meeres, auf das nicht abreißende Knarren und Ächzen und Zittern, das alle Fugen und Spanten unseres Kahnes erfüllt.

Mit einmal steckt Jimmy seinen Kopf durch die Luke zum Niedergang und ruft, daß ich schnell zum Käpten soll. Was kann Joe eigentlich von mir wollen? Auf alle Fälle zwänge ich mich aus meinem Schlafbehälter heraus und gehe, vor mich hinschimpfend, mit schlürfenden Schritten über das nasse, ekelhaft glitschige Deck hin zu Joe, der eisern am Ruder steht.

„Das hilft nun mal nichts, Dutchy", sagt er, „wenn wir nach Prince Rupert kommen wollen, dann müßt ihr Fischer Kohlen schippen. Der Kohlentrimmer liegt in seiner Koje - dieses jämmerliche Gestell - und kotzt sich die Seele aus dem Leibe."

Ein Paar Ausgehschuhe hin, nichts gefangen und jetzt dazu Kohlentrimmer spielen! Da kann einem die ganze Fischerei leid werden. Na, jedenfalls bin ich bereits fünf Minuten später im Kohlenbunker.
Nachdem ich eine halbe Stunde geschippt habe, kann ich den Trimmer verstehen. Wenn man in diesem halbmanns-



hohen Loch - praktisch auf allen Vieren - mühsam die Kohlen zur Maschine hinschaffen muß, dann kann einem schon bei ruhiger See der Kaffee hochkommen. Bei starkem Seegang oder Sturm, so wie wir ihn leider haben, muß man tatsächlich einen eisernen Magen haben, muß wirklich aus Stahl sein, um durchzuhalten.
„Aber habe ich gekotzt, bin ich grün im Gesicht geworden? Nein, in der Tat nicht."
Diese Feststellung erfüllt mich mit unbändiger Genugtuung. Ein Kerl aus Eisen bin ich. Aus Stahl. Fröhlich schippe ich weiter.
Endlich gehe ich - es sind wohl drei Stunden vergangen - ins Forecastle und schmeiße den Dave raus. Wollen mal sehen, ob der auch aus Stahl ist. So schippen wir treu und brav, immer abwechselnd, Kohle bis Prince Rupert. Dort nehmen wir neue Netze, Proviant und einen anderen Kohlentrimmer an Bord und dampfen wieder hinaus.

Diesmal geht alles programmäßig. Wir müssen zwar arbeiten, daß die Knochen knacken. Aber Fische fangen wir, herrliche Fische. Stolz denken wir an die beiden großen Heilbutt, 348 Pfund und 316 Pfund schwer, die im Laderaum in Eis verpackt liegen.

Der Laderaum ist voll. Wir fahren, Kurs nach Prince Rupert. Die Sonne scheint warm auf unsere Bäuche, als wir müde, aber froh auf Deck herumliegen - Dave, Pat und ich. Ole ist leider nicht dabei. Der sitzt noch immer in einer Zelle des Stadtgefängnisses in Prince Rupert, wohin ihn, trotz seiner großen Liebe, das harte unerbittliche Schicksal gebracht hatte. Eigentlich ist sein Los für uns nur von Vorteil. Wir verdienen mehr. Der Fangerlös geht nicht mehr in sechs, sondern nur noch in fünf Teile. Deshalb können wir ihn gar nicht so recht betrauern. Schließlich wird er ja bei der nächsten Ausfahrt wieder dabei sein. Und dann. Warum ist er so duslig und schlägt die Haustür ein, da doch sein Mädchen schon längst schlief und alles abgeschlossen war.

Kaum haben wir am Dock angelegt, ist alles wie immer. Kasten auf Kasten mit Fischen wird heraufgezogen, gewogen und ausgeleert. Wieder stehe ich auf dem Dock und passe auf. Wieder stehen einige Arbeitslose mit gierigen Augen in achtungsvoller Entfernung und warten auf eine Gelegenheit. Endlich ist alles vorbei. Alle Arbeit ist getan. Joe ruft uns zu, daß wir uns Geld holen könnten und die Stunde, zu der wir wieder an Bord sein müßten. Und dann setzen wir unsern Fuß wieder aufs feste Land.

I

DIE RÄDER ROLLEN

Nur ein wenig brauche ich den Kopf anzuheben, dann kann ich, bequem im Bett liegend, durch das Fenster die Cold Storage und den „Foster" sehen, der dort am Ufer vertäut liegt. Gestern war ich noch auf dem Fischdampfer. Heute - eine Welt liegt dazwischen - bin ich in einem nett eingerichteten Zimmer in Jack Dodd's Hotel. Ganz fremd und unwirklich scheint mir schon dieses Gestern zu sein. Schön Platz hat man in so einem feinen, weichen Bett. Morgen werde ich wieder in der harten Koje schlafen müssen. Wenn man ins Forecastle hinuntersteigt, gleich links die dritte Pritsche von unten ist meine bunk.

Was kümmert mich das Morgen. Heute ist heut'. Wenn nur diese Unruhe nicht wäre. Verärgert stehe ich auf. Nun hat man mal ein richtiges Bett und kann nicht mehr schlafen. Mißmutig sitze ich am Frühstückstisch. Zerstreut höre ich auf die Unterhaltung. Einer der Gäste erzählt, daß er gestern von Vancouver gekommen wäre. Ich spitze die Ohren. Vancouver! Richtig - Vancouver.

Irgendwo weiter südlich - tausend oder noch mehr Kilometer entfernt - da liegt diese Stadt. Das wäre mal etwas anderes. Alle Mißstimmung ist weg. Eine große, selige Sehnsucht hüllt mich ein. Die Unruhe weicht einer fröhlichen Rastlosigkeit. Bald werde ich in Vancouver sein.

Schon am selben Nachmittag sitze ich - Geld habe ich ja noch - auf dem Promenadendeck eines Küstendampfers.

Joe war es gar nicht recht gewesen, daß ich Hals über Kopf meine Tätigkeit als Fischer beendete. Jack Dodd hatte eigentlich auch gehofft, daß ich wenigstens einen Teil des verdienten Geldes bei ihm verzehren würde. Aber sollte ich darauf Rücksicht nehmen? Ich habe mit ihm pflichtschuldigst abgerechnet.

Überhaupt, das mit der Abrechnung war so eine Sache. Insgeheim fürchtete ich mich etwas. Hatte ich doch beinahe einen Monat bei Jack gewohnt. Dazu kamen die Tage, an denen ich während meines Fischerdaseins an Land war. Es mußte eine schöne runde Summe herauskommen. Wie Jack ernsthaft und andächtig lange Zahlenreihen addierte und vor Anstrengung ganz rot im Gesicht wurde, bebte ich vor kaum unterdrückter Spannung. Endlich - eine Ewigkeit schien es mir - legte er den Bleistift hin, schaute sorgenvoll auf das Resultat und holte seinen Geldbeutel hervor. Langsam zählte er 12.65 Dollar ab und schob sie mir hin.

„Also hier, Dutchy, nimm! Damit wäre alles erledigt."

Restlos verblüfft und erschüttert sah ich ihn an.

„Nun, nimm schon. Es hat seine Richtigkeit."

„Ja, aber Jack!"

„Willst Du etwa mehr haben? Schau hier. So und so lange hast Du bei mir gewohnt. Macht... Dann hast Du für mich so und soviel Stunden gearbeitet. Union Lohn ist 1.45 Dollar die Stunde. Macht... Siehst Du! Stimmt genau."

Schnell gefaßt, sagte ich:

„Nichts für ungut, Jack."

Dann steckte ich schmunzelnd das Geld ein.

So war das. Deshalb konnte ich mir auch ein ticket erster Klasse leisten und sitze nun hier auf dem Promenadendeck.

„Bomm, bomm. Bomm, bomm."

Würdig und ernst macht ein Steward die Runde. Friedlich klingt es über das ganze Deck.

„Bomm, bomm. Das Abendessen ist fertig."

Hunger habe ich immer. Deshalb sitze ich kaum fünf

Minuten später an einem wundervoll gedeckten Tisch. Ich bin etwas früh gekommen. Außer mir ist noch niemand da. Mich stört das nicht. Ebensowenig kümmere ich mich um die Stewards, die mich besorgt und mißtrauisch ansehen. Mit glänzenden Augen sitze ich da und warte auf das, was kommen wird.

Der Raum füllt sich rasch. Würdige Männer mit Stehkragen und den dazu passenden Gesichtern und auch Frauen, viele Frauen. Ich denke gerade, ob es hier wohl auch was Rotes, Dampfendes geben wird und mit welchem Messer ich anfangen werde, da kommt etwas Quicklebendiges, Strahlendes, Wippendes wie ein Frühlingshauch auf mich zu und setzt sich neben mich hin.

Ein Traum, ein unwirklich schöner Traum beginnt. Ein Traum vom Frühling, von Sonnenschein. Mechanisch esse ich, was mir vorgelegt wird, mechanisch leere ich mein Glas. Ich höre geistesabwesend auf das Stimmengewirr, die Musik, das Tellerklappern und denke nur, neben mir sitzt das Glück.

Verstohlen und scheu wage ich endlich, meine Nachbarin anzusehen. Da trifft mich ein Blick, ein Blick aus blauen Augen. Ungläubig, spottend, fragend und staunend.

Wie gern möchte ich ein Gespräch beginnen. Aber mir fällt nichts ein. Fällt und fällt gar nichts ein. Der Nachtisch kommt. Da endlich fasse ich Mut und hebe mein Glas und sage mit rauher, spröder Stimme:

„Your health!"

Dabei sehe ich zaghaft das Mädchen an und kriege einen roten Kopf und trinke hastig mein volles Glas aus, das ich mit zierlich abgespreiztem Finger in zitternder Hand halte. Und dann ist das Mahl aus. Eine leise Stimme sagt neben mir:

„Oh, you big bear."

Rastlos durchfurcht der Dampfer die Wellen, zieht einsam und allein an der Küste entlang, deren in helles Mondlicht getauchte Hügel und Wälder langsam an uns vorüber-

ziehen. Eine müde, faule Stimmung herrscht an Bord. An die Reling gelehnt, stehe ich auf dem Bootsdeck und schaue gedankenlos auf das flimmernde Wasser. Vergehen Minuten, Stunden? Ich weiß es nicht. Leute promenieren auf und ab. Manchmal bleibt jemand irgendwo stehen. Was kümmerts mich? Einsam und allein bin ich.

Wieder hält jemand neben mir an. Ich achte gar nicht darauf. Sicherlich fährt das Mädchen mit bis nach Vancouver. Morgen beim Frühstück werde ich mutiger sein. Hoffentlich!

Aufseufzend mache ich eine Bewegung zur Seite und zucke zusammen. Allein, ganz allein steht das Mädchen da, die Hände auf die Reling gestützt. Oh, you big-bear.

Durch funkelndes Silber gleitet das Schiff. Zart und behutsam streichle ich eine kleine, weiche Hand. Marjorie! Was ist ein Rausch, und wenn man ihn sich durch den kostspieligen Whisky erkauft, gegen diese sinnverwirrende Trunkenheit, die mich - mein Blut - jetzt erfüllt. Lange liege ich noch wach in dem luxuriösen Bett meiner Einzelkabine und horche dem Rauschen der See, horche tief in mich hinein und fühle mein Herz unruhig schlagen. Du - Mädchen - Du.

Ganz dienstbeflissene Ergebenheit steht der Steward vor mir:

„Beg your pardon, sir. Wenn Sie noch am gemeinsamen Frühstück teilnehmen wollen, wird es Zeit. Es ist gleich zehn Uhr."

Wie ein kalter Wasserstrahl dringen seine Worte auf mich ein. Gestern abend! Marjorie! Gleich zehn Uhr! Da wird es aber Zeit. Hoffentlich hat Marjorie auch lange geschlafen.

Kaum zehn Minuten später bin ich im Speisesaal. Nur zwei, drei Langschläfer sitzen da und lassen sich ihr Rührei mit Schinken schmecken. Spießbürger! Nichts Blauäugiges, nichts Quicklebendiges. Rasch eine Tasse Kaffee hinuntergestürzt und raus.

Ich sitze auf dem Promenadendeck. Wälder und Berge gleiten in der Ferne vorbei. Weit vor uns eine schattenhafte Küste. Vancouver Island. Ich habe keinen Blick dafür übrig. Fiebernd sitze ich da und hadere mit dem Schicksal, mit mir selbst. Zehn, zwölf Meter ab, sitzt Marjorie neben einer älteren Dame und liest. Zerfallen bin ich mit mir. Was für kühne Sprünge habe ich auf fahrende Züge gewagt. Wie oft habe ich herrisch und brutal bei Clavey mit geballter Faust auf den Tisch gehauen. Was waren tausend, zweitausend Kilometer für mich. Nur ein Dreck! Und jetzt sitze ich hier mit zagem Herzen und wage nicht, diese lumpigen zehn Meter zu gehen.

Stunden vergehen. Der Gong erklingt.

„Mittagessen."

In kurzer Zeit ist das Deck leer. Auch Marjorie und die alte Dame sind verschwunden. Jetzt sitzen sie sicher im Speisesaal. Fröhliche Weisen erklingen dort. Gläser klirren. Aber ich hocke immer noch da. Ich, ein Kerl aus Eisen und Stahl.

In einer Stunde werden wir in Vancouver sein. In einer Stunde! Und dann werden die strahlenden, blauen Augen, wird Marjorie für immer aus meinem Leben gehen. Kleine, weiche Hand, wie gern würde ich Dich noch einmal streicheln.

Vor uns, weit - noch weit entfernt, wächst aus dem Abenddunkel die Silhouette einer Stadt, in funkelnden Lichterschein gehüllt. Vancouver! Nun muß ich wohl in meine Kabine gehen und meine Sachen zusammenpacken.

Der Steward reißt die Tür meiner Kabine auf.

„Thank you, sir."

Dann steckt er schnell die Zehn-Dollar-Note ein, die ich ihm gab. Ich gehe zögernd den Korridor lang. Könnte ich Marjorie bloß einmal noch sehen.

Langsam nähert sich der Dampfer dem Kai. Gleichgültig stehe ich auf dem Bootsdeck und starre in das Gewühl der Passagiere, die sich fertig machen, um an Land zu

gehen. Marjorie und die ältere Dame, ihre Mutter, kann ich jedoch nicht sehen.
„Pardon", sagt eine Stimme neben mir. Leicht berührt mich eine Hand. „Von einer jungen Dame, sir."
Mit zitternden Fingern halte ich einen länglichen Umschlag. Ich reiße ihn auf. Ein kleiner winziger Zettel liegt darin.
„Big bear! Ruf an. Nummer.... Marjorie."
Das Fallreep ist heruntergelassen. Der Strom der Passagiere drängt sich an Land. Ich aber stehe auf dem Bootsdeck mit wirren Sinnen und kann nur eins denken:
„Marjorie."
Am Ufer werfen die Häuser im Abenddunkel seltsame Schatten. Ich berge den kleinen, lieben Zettel an meinem Herzen und gehe an Land.
Vancouver! Hochhäuser verlieren sich, verschmelzen mit dem Himmel. Lichtreklamen strahlen auf. Ruhelos und fiebernd ist die Stadt. Lichtreklamen! Blau, grün, rot.
„Kauft Wrigley's Kaugummi!"
„Zigaretten! Nur Lucky Strike!"
„Neu, neu! Vancouver Sun. 17 Tote bei Arbeitslosen-Demonstration!"
Autos hupen, elektrische Bahnen eilen durch die Straßen. Rotes Licht. Stop!
Es ist ein fieberndes, pulsendes Leben, rastlose drängende Eile. Verzückt stürze ich mich hinein in diesen tosenden Strom und lasse mich aufsaugen vom Trubel der großen, gierigen Stadt. Ziellos, planlos torkele ich im Taumel seligen Glücks durch die lärmerfüllten Straßen. Marjorie! Stunden vergehen. Dann bin ich mit einmal in einer engen, schmutzigen Straße. Chinatown! Verhältnismäßig ruhig und still ist es hier. Nur aus den Häusern, den Chop Sue Restaurants und sonstigen Lokalen dringt ab und zu verworrener Lärm. Langsam und bedächtig geht ein Schutzmann die Straße entlang.
Hungrig bin ich und müde. In einer billigen Spelunke esse

ich Leber mit Bratkartoffeln und gehe dann einige Häuser weiter in einen Eingang hinein, über dem groß angeschrieben steht: Zimmer 50 Cent. Dienstbeflissen führt mich ein lächelnder Chinese zwei Treppen hinauf und zeigt mir ein Zimmer, das sauber und ordentlich aussieht. Ich gebe ihm 50 Cent und gehe, vergnügt vor mich hinpfeifend, schlafen. Morgen werde ich Marjorie anrufen.

Vancouver besitzt einen großen, wunderbar angelegten botanischen Garten mit herrlichen Parkanlagen. Oft liege ich hier auf blumenübersäter Wiese, schaue in das blaue Himmelsgewölbe, an dem manchmal kleine, weiße Wölkchen entlangziehen, und denke dabei an zwei blaue Augen. Etwas geistesabwesend stehe ich an dem Verkaufsstand und trinke einen Milchcocktail. Marjorie ist gegangen. Noch mein' ich ihren zarten Duft zu spüren. Wir sind im botanischen Garten gewesen, sind traumhaft idyllische Wege zusammen gegangen. Gesprochen haben wir nicht viel. Eigentlich hätte ich das Mädchen küssen sollen. Ja, warum habe ich sie nicht geküßt?

Drüben vor dem Hochhaus stauen sich die Menschen. Von abgezehrten Händen werden an schwankenden Stangen Plakate emporgehoben: „Arbeit - gebt uns Arbeit! Wir hungern!" Steil türmt sich das Hochhaus in den Himmel. Autos surren, rasen vorbei. Unerhört schlanke und schnittige Wagen. Vielleicht hat Marjorie auch so ein Auto. Hochhaus - blauer Himmel - blaue Augen - Arbeit - Hunger. Langsam und nachdenklich gehe ich weiter. Ach was, noch hab' ich ja Geld. Morgen werde ich wieder mit Marjorie zusammen sein.

Niemals erstirbt im Hafen das Leben. Selbst in der Nacht hört dort die rastlose, jagende Eile, der nie abreißende Rhythmus der Arbeit auf. Dampfer kommen und gehen. Kräne heben schwerfällig Lasten. Schauerleute eilen geschäftig hin und her. Dort aber auf der Kaimauer sitzen ein Dutzend Gestalten, stumpfsinnig und träge. Arbeitslose sind es, die aus müden Augen gleichgültig irgend-

wohin in die Ferne schauen. Arbeitslose! Arbeitslos bin ich auch. Aber ich habe Geld, bin noch jung und stark und darf von dem Mädchen - von Marjorie träumen.
Einige Tage vergehen. Planlos und ohne Ziel lasse ich mich im Gewühl der Großstadt treiben. Manchmal gehe ich in ein Kino und sehe mir irgendeinen blödsinnigen Film an. Wenn Marjorie nicht wäre, könnte ich das Leben hier nicht mehr ertragen. Mir fällt ein, daß Gustav nach Vancouver gehen wollte. Vielleicht werde ich ihn irgendwo treffen.
Längst schon habe ich Marjorie geküßt. Küssen kann das kleine Ding! Leider ist es immer nur kurze Zeit, die ich mit ihr zusammen sein durfte. Auch all mein Bitten hat nichts genützt. Sie sagte nur immer, daß es nicht ginge. Gut und schön ist das Leben. Heute abend - um 21 Uhr - werde ich bei Marjorie sein. Endlich! Ist der Himmel heut' nicht viel blauer? Sehen die Menschen nicht freundlicher aus?
Wie die Zeit heute schleicht. Oh, diese süße, drängende Ungeduld. Fünf - sechs Stunden noch.
Ich sitze im Deutschen Café und trinke - essen, essen kann ich heute nicht - Münchner Export. Was kümmerts mich, daß es teuer ist. Nehmt, nehmt doch die schmutzigen, zerknüllten Dollarscheine. Heut' geh' ich zu Marjorie. Münchner Export!
„Horch, wie das Blut singt."
So sitze ich da. Unmerklich verrinnt die Zeit. Einer am Nebentisch erzählt etwas. Fern und unwirklich dringen die Worte an mein Ohr.
„Gustav hat..."
Ja, da war doch einmal auch Gustav. Her mit dem Bier. Kleines Mädchen Dein Wohl.
„Vorgestern ist Gustav nach Prince Rupert gejumpt, um dort einen Kameraden aufzusuchen."
Ich horche auf. Was würde Gustav wohl sagen, wenn er mich hier so sähe. Sollte der Gustav, von dem man am

Nebentisch spricht. etwa mein... Ich frage die Männer. Es ist wirklich mein alter Kamerad, von dem man am Nebentisch sprach. Gustav, mit dem zusammen ich beinahe mal Mormone geworden wäre. Der Farmer mit den vielen Frauen. Ach, Unsinn! Marjorie wartet auf mich. Erschreckt sehe ich nach der Uhr. Schon zwanzig Uhr vorbei. Da heißt es eilen.

Lange, lange schon schlug die Uhr. Mit krampfhaft geballten Fäusten liege ich auf dem schütternden Dach. Donnernd braust der Zug durch die Nacht. Weit hinter mir liegt schon die große Stadt. Und die Räder rollen und rollen. Weiter - weiter.

Weinst Du jetzt, Marjorie? Wartest Du, Mädchen, Du, auf Deinen „big bear". Mühsam unterdrück' ich ein wildes Schluchzen. „Verdammt!"

Warum mußte man von Gustav sprechen, von Gustav, der mich in Pr. Rupert sucht. Warum führt der Weg zu Dir, Marjorie, am Güterbahnhof vorbei? Bestimmt, ganz bestimmt wollte ich zu Dir kommen. Aber da waren die Schienenstränge, die blitzenden Schienen und eine Sirene rief. Da wurde die andere Sehnsucht in mir wach.

Die Räder rollen und rollen. Ich starre hinein in die dunkle Weite, die groß und drohend auf mich zustürzt und mich umfängt und niemals ein Ende nimmt. Auch dies ist Leben, ist Glück. Mein Glück!

Heut' bist Du traurig Marjorie. Bald wirst Du aber wieder lachen und fröhlich sein in dem Garten in der großen Stadt. Und dann wirst Du mich vergessen haben. Ich glaube, daß es so besser ist. Ich hätte nicht für Dich und die Stadt getaugt. Aber weh tut es doch.

Und dann mit einmal ist alles Erinnern fort. Ich stehe auf dem schwankenden Dach, mit federnden Hüften gegen den Wind gestemmt und schreie, singe, brülle ein wildes trotziges Lied in die Nacht.

Die Räder rollen und rollen.

EINE ÜBERRASCHENDE BEGEGNUNG

Der Morgen kann nicht mehr fern sein, denn mir klappern vor Kälte die Zähne. Es ist immer so und jeder Tramp weiß es, daß, kurz bevor die Sonne ihren ersten Schimmer am Horizont zeigt, die Morgenkühle einen überfällt und auch mitten im Sommer bis ins Mark hinein erschauern läßt. Dann muß man sich aus dem Traum des Dahingleitens durch dunkle Weiten lösen und mit umsichtiger Sorgfalt bedenken, wie man der Aufmerksamkeit des Zugpersonals entrinnt und ungefährdet die größeren Bahnhöfe überwindet.

Wenn man so frierend auf dem Dach des Güterwagens hockt, übernächtigt und hungrig, dann denkt man wieder nüchtern und kann beim besten Willen nichts Romantisches mehr an dem eintönigen, langweiligen Schienenstrang und den holpernden, schlecht abgefederten Güterwagen finden.

Neugierig bin ich, wohin der Zug, auf dem ich sitze, eigentlich fährt. Wenn ich Glück habe, so geht es jetzt tatsächlich auf dem kürzesten Weg nach Pr. Rupert. Dann könnte ich vielleicht, wenn alles klappt, morgen abend schon da sein. Wenn nicht, werde ich irgendwo in Alberta landen, eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Schließlich ist es aber egal.

Der Zug fährt durch ein langgestrecktes Tal. Es mag gegen sechs Uhr morgens sein. In der Ferne liegt eine Stadt.

Dort werde ich schönen heißen Kaffee trinken und „flapjacks" essen, viele „flapjacks".
Hol's der Kuckuck! Die Stadt ist Revelstoke. Also habe ich richtig den falschen Zug erwischt und muß jetzt nach Calgary. Aber sonst geht überraschenderweise alles vorschriftsmäßig. Schon die flapjacks und der Kaffee haben meine Stimmung erheblich gehoben. Nachher kann ich auf dem Bahnhof gleich einen feinen Zug erwischen, der mit anderen Dingen auf einem Flachwagen, schön mit einer Plane bedeckt, einen Motorschlepper nach Osten befördert.
Reserviertes Abteil, Pullmanwagen, man kann es gar nicht besser treffen, konstatiere ich zufrieden - schon im Einschlafen auf dem bequemen Führersitz des Treckers.
Als ich endlich aufwache und vorsichtig einen Zipfel der Plane hochhebe, um einen Blick in die Umgebung zu werfen, fahren wir durch hügeliges Gelände. Die Felsengebirge liegen hinter uns. Der Zug passiert eine elende Haltestelle. Auf einem Schild steht: „Spencer Camp".
Ein Jahr ist es her, da zogen Gustav und ich hier enttäuscht die Straße entlang, die Straße, die von Banff nach Calgary führt. Bald werde ich - in einigen Stunden - wieder in dieser großen Prairiestadt sein. Aber diesmal allein. Hoffentlich finde ich Gustav in Pr. Rupert.
Wenn ich zu Geld kommen sollte und einen Trecker gebrauchen werde, kauf' ich mir bestimmt auch so einen Schlepper wie den, auf dem ich jetzt sitze. Er ist wunderbar bequem. Man kann fein nachdenken.
Eigentlich war Gustav meine erste richtige Bekanntschaft in Kanada. Ich saß damals in Edmonton — frisch aus Europa importiert - in einem boardinghouse, das einem Deutschen gehörte, aß meine drei Mahlzeiten täglich und wartete ergeben auf den Tag, an dem mein Geld alle sein würde. Wo ich Arbeit herkriegen sollte, wußte ich natürlich nicht.
Als ich so schon vierzehn Tage in Kanada weilte, zog Gustav

in das besagte bordinghouse. Er war mit einem Dampfer nach mir nach Kanada gekommen und noch hilflos und unerfahren. Wir schlossen uns rasch aneinander an - zu zweien gibt sich das Geld angenehmer aus - und sprachen begeistert davon, was wir mit den ersten verdienten zehntausend Dollar anfangen würden.

Der Zufall wollte es dann, daß wir beide zusammen durch eine Vermittlungsagentur für landwirtschaftliche Arbeiter am selben Tag nach Wainright geschickt wurden, wo wir auf verschiedenen Farmen den Grundstein zu unserem späteren Vermögen legen wollten.

Eines Donnerstags fuhren wir beide vergnügt ab. In Wainright, einem der üblichen kleinen Prairienester mit etwa 20 Häusern, stiegen wir aus, setzten uns vor dem Bahnhof hin und warteten auf das, was sich nun ereignen würde. Wir nahmen uns beide vor, auf alle Fälle den Sommer über auf den Farmen zu bleiben, um uns dann, nachdem wir die Landwirtschaft mit allen Schikanen erlernt hätten, zusammen Regierungsland zu nehmen. Jeder 270 Morgen, soviel Land gab es nämlich frei. Natürlich wollten wir Weizen anbauen. Pro Morgen 20 Bushel Durchschnittsertrag gibt 10 800 Bushel. Der Bushel kostet 1 Dollar. Also ein glattes, ruhiges, rundes Geschäft.

Nachdem wir alles ausgerechnet hatten, schauten wir uns tief in die Augen und versprachen uns, daß wir uns bis zum Herbst gegenseitig jeden Sonntag besuchen wollten. Dann kam Gustavs Farmer und nahm ihn mit. Wenig später tauchte auch mein Brotgeber auf, lud mich in einen vorsintflutlichen Fordwagen und der Anfang zur Millionärslaufbahn war gesichert.

Am Sonntag abend saß ich müde in einem Restaurant in Wainright. Ich hatte meine Farmerlaufbahn beendet und mich entschlossen, auf einem anderen Weg reich zu werden. Wie ernst es mir damit war, beweist die Tatsache, daß ich von der Farm nach Wainright - 28 km - zu Fuß gelaufen war und, ohne Bezahlung erhalten zu haben,

meinen Brotgeber verlassen hatte, trotzdem ich die zwei Dollar - für jeden Tag meiner Arbeiten einen Dollar - gut hätte gebrauchen können.

Arbeiten von morgens drei Uhr bis abends um elf, dazu als Schlafplatz den Heuboden und drei Mahlzeiten täglich, die so raffiniert bemessen waren, daß man eigentlich nie ein Hungergefühl los wurde - dieser Weg zum Wohlstand erschien mir doch sehr dornenreich. Und dann gab mir der Sonntag den Rest.

Ruhetag morgen, so dachte ich bei mir, als ich kurz vor Mitternacht müde ins Heu kroch. Fein ist das. Bis zehn, elf Uhr werde ich schlafen, genau so wie an den Sonntagen zu Hause bei Mutti, die mir sogar den Kaffee ans Bett brachte. Kaffee werde ich ja hier keinen ans Bett oder vielmehr ins Heu gebracht kriegen. Aber schließlich muß der Mann doch mal hinaus ins rauhe Leben. Mit einem Seufzer auf den Lippen schlief ich ein.

Nach ganz kurzer Zeit - so schien es mir - weckte mich der Farmer auf und sagte, daß es höchste Zeit zum Aufstehen wäre. Ich war noch entsetzlich müde und wollte nicht.

„Ja", sagte er, „Menschenskind, was denkst du dir eigentlich. Das Frühstück und die Arbeit warten."

„Heute ist doch Sonntag, boß."

„Klar, heute ist Sonntag. Deshalb brauchst du auch erst um fünf Uhr anfangen. Nu mach' aber bißchen zu. Es ist gleich fünf Uhr."

Also stand ich auf, aß Frühstück, nahm meinen Rucksack und verschwand. Ich hatte genug.

Der Chinamann hatte den Kaffee gebracht. Ich saß wieder allein und ungestört an meinem Tisch und zählte mein Geld. Beinah' zehn Dollar besaß ich noch. Damit konnte man noch viele Mahlzeiten kaufen. Zufrieden stellte ich dies fest und beschloß darauf, am anderen Tag wieder nach Edmonton zu fahren und das Leben wieder hoff-

nungsvoller anzusehen. Da ging die Eingangstür zum Lokal auf und herein kam Gustav.
Mir war es gar nicht recht, richtig gesehen, sogar ausgesprochen unangenehm, ihn hier zu sehen. Aber ich nahm mich zusammen und begrüßte ihn freundlich. Nachher saßen wir eine ziemliche Zeit uns schweigsam gegenüber. Endlich nahm ich einen Anlauf:
„Weißt du, Gustav, ich glaube, das mit dem Regierungsland nehmen ist auch so eine Sache. Ich glaube, daß wir uns bei unserer Rechnung verkalkuliert haben."
Gustav gab keine Antwort und nickte nur zerstreut.
„Sieh mal und dann, wenn ich es mir genau überlege, eigne ich mich scheinbar doch nicht für ein Leben auf einer Farm. Man ist da so allein und einsam. Wenn ich an meinen Farmer denke. Achtundzwanzig Kilometer lebt er von dieser town entfernt. Ja, und weil es da mächtig einsam ist, bin ich heute auch in die town gekommen."
Gustav wurde aufmerksam und sagte, daß er auch so empfände und deshalb hierher gekommen wäre.
Soweit waren wir uns nun einig und die Unterhaltung schlief wieder ein. Ich hatte mir nun vorhin bei dem Chinamann ein Zimmer genommen und wollte gerne schlafen gehen. Bei dem langen Marsch war es auch kein Wunder, daß ich sehr müde war. Aber Gustav machte keinerlei Anstalten, abzuhauen. Das war mir sehr peinlich.
„Du, ich glaube, es ist Zeit für den Heimweg."
„Tatsächlich. Es wird wohl allmählich Zeit", gab er zur Antwort, rührte sich aber gar nicht.
„Ja, Gustav, wenn du jetzt gehen mußt!"
„Einen kleinen Augenblick kann ich schon noch bleiben."
Wieder ein lähmendes Schweigen.
Der Chinese hantierte hinter der Theke umher. An einem Tisch in der Ecke saßen wir beide. Sonst war das Lokal leer.
„Weißt du, achtundzwanzig Kilometer! Da hast du einen strammen Marsch vor dir. Ich brauch' bloß sieben Kilometer zu laufen. Es ist schon sehr spät."

„Gustav, ich bin doch mit meinem Farmer und dem Fuhrwerk hier."
„Du auch!"
Müde war ich, schrecklich müde. Aber Gustav ging nicht. Kurz entschlossen stand ich - den Mut der Verzweiflung in mir - auf.
„Auf Wiedersehen, Gustav."
Gustav war auch aufgestanden. Wir gaben uns die Hand. Da kam der Chinese, der schon wiederholt zu uns herübergesehen hatte, eilfertig herbei.
„You boys want to go sleep. Hier die Schlüssel für eure Zimmer."
Verdutzt standen Gustav und ich da, jeder einen Schlüssel in der Hand, und starrten uns an. Dann ging Gustavs Gesicht wie ein Kuchenteig auseinander. Bei mir fingen die Mundwinkel an zu zucken. Und dann haben wir gelacht, so entsetzlich gelacht, daß der Chinese sich verstört in eine Ecke verkroch.
Schlafen gingen wir darauf noch lange nicht. Oben auf meinem Zimmer saßen wir bis in die frühen Morgenstunden und erzählten uns unsere Erlebnisse.
Gustav hatte auf seiner Farm auch ein Haar in der Suppe gefunden. Die Arbeitszeit war bei ihm ähnlich gewesen. Im Heu brauchte er nicht zu schlafen. Nein, er hatte ein Bett. Allerdings mußte er es mit drei kleinen Kindern teilen. Da hatte er kurz entschlossen - ebenso wie ich - die Farmerei an den Nagel gehängt. Er war schon viel früher in Wainright angekommen, hatte hier im Restaurant zu Mittag gegessen, ein Zimmer bestellt und nachher draußen in der Prairie in der Sonne gelegen und gedöst. Er war furchtbar erschrocken gewesen, als er, wie er schlafen gehen wollte, mich im Lokal sah.
Nun war alles wieder gut. Glücklich und zufrieden gingen wir schlafen, nachdem wir schließlich festgestellt hatten, daß das Schicksal uns anscheinend für einander bestimmt hat. Warum sonst wären wir ausgerechnet beide am

selben Tag zurück nach Wainright gekommen? Warum brach denn schließlich unser Glaube an die Aussichten des Farmerberufes gleichzeitig zusammen?

Da wir vom ländlichen Leben genug hatten und in der Prairie keinerlei andere Möglichkeiten bestanden - die Zeiten der Büffeljäger waren leider schon lange vorbei - fuhren wir am nächsten Nachmittag wieder nach Edmonton. Hier mieteten wir uns in dem uns schon vertrauten roominghouse ein und beschäftigten uns für die nächsten Tage ausschließlich damit, die Reste unseres Geldes in Mahlzeiten - aber aus Ersparnisrücksichten nicht mehr drei, sondern nur noch zwei täglich - anzulegen. Im übrigen hofften und vertrauten wir auf das Schicksal, dessen fürsorgliches Walten wir schon in Wainright verspürt hatten.

Glaube kann Berge versetzen. Wir glaubten und wurden nicht enttäuscht. Wie wir eines Tages die 11. Avenue entlangbummelten, trafen wir einen Mann, der, in alkoholischen Seligkeiten schwebend, die Straße entlangzog. Eine innere Stimme gebot uns, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, das uns eine Einladung zum Bier einbrachte. Unbedingt ein Erfolg.

In einem „speak easy" bestellte unser neuer Freund Bier und Whisky. Wir langten nach dem auf dem Tisch stehenden Salznapf und schütteten eine kräftige Prise in unsere Biergläser. Soll das kanadische Bier schäumen, muß man nämlich Salz hineinschütten. Unter uns gesagt, ist es trotzdem ein ekelhaftes Gesöff. Als wir schließlich die erste Lage uns einverleibt hatten, merkten wir, indem wir ehrfürchtig erschauerten, erneut das Walten der Vorsehung. Unser neuer Freund Eli fragte uns, ob wir ein job hätten. Wahrheitsgemäß antworteten wir: „Nein!" Daraufhin forderte er uns auf, nach Greencourt - einer Station etwa hundert Meilen nördlich von Edmonton - zu kommen. Er wäre dort Vorarbeiter in einem Holzfällerlager, dessen Manager noch ein paar Leute einstellen wollte. Wir sollten

übermorgen - am Mittwoch - auf dieser Zweigbahn fuhr nur zweimal wöchentlich ein Zug - dahin fahren. Er würde uns dann Arbeit verschaffen. Hätte er was von einer Farm gesagt, hätten wir abgelehnt. Aber so stimmten wir begeistert zu.

Am Mittwoch saßen wir im Zug, der uns nach Greencourt bringen sollte. Die Fahrkarten hatten den Rest unseres Geldes verschlungen. Aber das machte gar nichts. Winkte uns doch eine Arbeit - stundenweise bezahlt. Endlich ein Sprungbrett für eine bessere Zukunft.

In Greencourt gingen wir in das Hotel. Irgendeine andere Möglichkeit, ein Irren war ausgeschlossen. Der Ort bestand nämlich nur aus dem Hotel und einem Laden. Eli hatten wir im Zug nicht gesehen. Im Hotel saßen wir in der Lobby und warteten. Nach einer Weile kamen einige Männer herein. Unser Herz hüpfte vor Freude. Eli war bei ihnen. Sie setzten sich an einen Tisch und tranken Bier. Wir warteten geduldig. Endlich nahm Eli von unserer Anwesenheit Notiz. Er winkte uns an den Tisch, bestellte Bier für uns und sagte:

„Sorry, boys. Augenblicklich geht es nicht. Aber vielleicht in zwei Wochen."

Nun saßen wir da, Gustav und ich. Unser Glaube an ein uns günstig gesinntes Schicksal war restlos erschüttert. Aber wir waren nicht nachtragend. Wir sagten bloß: „Allright, Eli."

Dann gingen wir. Draußen setzten wir uns ins Gras und überlegten. Unsere Schlußfolgerungen waren nicht schwer. Geld hatten wir keins. Also konnten wir nicht mehr nach Edmonton zurück. So erfahren, um an eine kostenlose Fahrt zu denken, waren wir damals noch nicht. In Greencourt zu bleiben und da langsam verhungern? Lächerlich. Also weiter.

Kurz entschlossen schulterten wir unsere Rucksäcke - richtige deutsche Rucksäcke, womit wir immer Aufsehen

erregten - und gingen die Bahnschienen weiter nach Norden zu.

Wir wußten, nach etwa vierzig Kilometer kommt Whitecourt, die Endstation dieser Zweigbahn. Dort ist der Athabaskafluß. Dahinter die Wildnis. Sollte es uns nicht gelingen, bis dahin irgendeine Arbeit zu bekommen - wir waren jetzt sogar geneigt auf eine Farm zu gehen - wollten wir uns ein Floß bauen und den Fluß hinunterfahren. Dann, so folgerten wir, mußte sich schließlich doch etwas ereignen.

Unterwegs, als wir Rast machten, sahen wir ein merkwürdiges kleines Tier. Der Jagdeifer packte uns. Ich holte meine Pistole, Marke Walther, die ich aus Deutschland mitgebracht hatte, heraus und wir gingen auf die Jagd. Nach elf Schuß hatten wir das Vieh erlegt, was unsere Stimmung erheblich hob. Pelztier! Sowas kann man verkaufen. Das gibt Geld. Diese und ähnliche Gedanken gingen uns durch den Kopf, als wir die Bahnschwellen wieder zwischen die Beine nahmen. Mir selbst fiel ein, daß man die Pistole auch verkaufen könnte. Dann würden wir wieder Geld haben und brauchten keine Sorgen über die Zukunft in unserem Busen zu hegen.

Nach langer mühsamer Wanderung kamen wir in Whitecourt an und waren angenehm enttäuscht. Es war eine richtige kleine Stadt mit Cafés und zwei großen Sägemühlen. Wir gingen in ein Restaurant hinein und bestellten Kaffee. Wenn wir auch kein Geld besaßen, hatten wir doch das Pelztier, wodurch wir eine innere Sicherheit gewannen.

Mit Behagen schlürften wir das heiße Getränk und unterhielten uns - natürlich in deutscher Sprache. Mit einem Male kam der Wirt an unseren Tisch und sagte:

„Hört mal, ich bin auch Deutschländer. Meine Eltern sind in Wolhynien geboren."

Wir freuten uns mächtig, einen Landsmann, wenn er auch gebürtiger Kanadier war, vor uns zu haben und erzählten

ihm, wie es uns ergangen war. Er gab uns den Rat in den Sägemühlen nach Arbeit zu fragen und schlug uns vor, bei ihm zu wohnen.
Natürlich nahmen wir an. Von soviel Freundlichkeit erschüttert, wagten wir sogar, uns ein Steak zu bestellen, das uns der Wirt bald brachte. Dann gingen wir gesättigt und zufrieden zu einer der Sägemühlen hin, um dort unser Glück zu probieren. Unsere Rucksäcke ließen wir bei dem Landsmann.
Als experienced man, letzten Endes war ich vierzehn Tage länger in Kanada als Gustav, und auch aus der Erwägung heraus, daß mein Kamerad kein Englisch konnte - ich besaß so einige Schulkenntnisse - übernahm ich die Verhandlungen in dem Büro der Sägemühle. Nach einigem Hin und Her verwies man uns an den Werkführer, der irgendwo draußen sein sollte. Richtig stand vor einem Stapel Abfallbretter ein Mann, der einige Arbeiter entsetzlich beschimpfte. Das mußte er sein.
Vertrauenerweckend war dieser Anblick nicht. Wir wären auch bestimmt umgekehrt, hätten wir noch Geld gehabt. Aber so zwang uns eine unerbittliche Notwendigkeit, näher zu gehen. Gustav hielt sich bescheiden einige Schritte hinter mir. Auf meine Frage nach Arbeit sah er uns von oben bis unten an, sagte kein Wort, drehte sich um und ging weg. Bekümmert und niedergeschlagen sahen wir ihm nach. Wie er schon ein ganzes Stück weg war, machte er kehrt und winkte. Wir besannen uns nicht lange und spritzten hin. Wie er uns kommen sah, ging er weiter. Wir hinterher. So gelangten wir schließlich zu einer Stelle, wo auf einem laufenden Band Abfallbretter von der Säge steil aufwärts zu einem stark rauchenden Turm transportiert wurden. Auf halben Weg stand auf einem Gerüst ein Mann, der aus den vorbeikommenden Abfällen die stärksten Holzstücke fischte und sie hinter sich in einen großen Kasten warf.
Der Boß stieg auf das Gerüst. Wir hinterher. Er schickte

den Mann weg, dann zeigte er auf das laufende Band. Wir nichts wie ran. Etwa zehn Minuten lang sah er uns zu, wie wir uns eifrig bemühten, alle dickeren Holzstücke zu fassen, um sie in den Kasten zu werfen, dann ging er weg, ohne ein Wort zu sagen.

Als wir sicher waren, daß er bestimmt außer Sicht war, wurden wir mit unseren Bemühungen selbstverständlich erheblich langsamer. Gustav meinte, nachdem wir uns genug darüber gewundert hatten, daß wir Arbeit gekriegt hatten und daß der Boß überhaupt kein Wort zu uns sagte: „Weißt du, ich glaube, der spricht nicht gern. Nun mußte er vorhin so mächtig auf die anderen Leute schimpfen und da hat er wohl schon alle Worte, die er für heute vorgesehen hatte, verbraucht."

Dann haben wir mächtig gelacht und weitergearbeitet und scharf aufgepaßt, ob der Boß irgendwo zu sehen war.

Die Hauptsache bei unserer Arbeit war nämlich, daß wir so taten, als ob wir entsetzlich schufteten. Denn es konnte keiner am Abend feststellen, ob wir genug Holz in den Kasten geworfen hatten. Das Förderband brachte nämlich, nachdem die Baumstämme durch die Gattersäge gegangen waren, die Abfallschwarten zu uns herauf. Was als Brennholz noch verwertbar war, mußte herausgefischt werden, während die dünnen Rindenstücke weiter zum Turm wanderten, um in ihm durch Feuer beseitigt zu werden. In regelmäßigen Abständen kamen Männer mit zweirädrigen Karren zu unserem Kasten und öffneten eine am Boden befindliche Klappe. Das Holz fiel in die Wagen, wurde fortgeschafft, irgendwo aufgestapelt und fand später Verwendung zum Heizen der Maschinen, die die Sägen betrieben. Natürlich konnte niemand wissen, wieviel brauchbaren Abfall die Gattersäge auf das laufende Band schickte. Das war uns sofort klar. Nur auf den Boß mußte man aufpassen. Kein Wunder, daß wir mit der uns übertragenen Arbeit restlos zufrieden waren.

Kurz vor Feierabend kam ein Arbeiter zu uns und sagte,

daß wir zum Büro kommen sollten. Dort mußten wir unsere Namen angeben und konnten nach Hause gehen. Unser Landsmann, der Deutschländer, freute sich auch, daß wir Arbeit gekriegt hatten und servierte uns ein pikfeines Abendbrot. Natürlich blieben wir bei ihm wohnen. Wir waren schon drei Wochen im Sägewerk und hatten uns einen netten kleinen Haufen Dollarscheine gespart, da sagte eines Tages der Boß zu uns, daß wir doch eigentlich im Arbeiterhaus der Sägemühle wohnen könnten. Wir würden prima Verpflegung kriegen und brauchten nur einen Dollar täglich zu bezahlen. Ich erwiderte ihm, daß es uns im Restaurant sehr gut gefiele und daß es da auch nicht teurer sei. Er sagte weiter nichts und ging. Am Abend, Gustav und ich waren mit Andy, der seit zwei Tagen im Restaurant wohnte - Arbeit hatte er keine - gerade beim Billardspielen, fiel mir die Unterhaltung mit dem Boß wieder ein. Ich erzählte es dem Wirt. Er sagte, daß er schon lange auf sowas gewartet hätte - die Mühle verdiene auf diese Art noch an unserem Essen - und daß wir, wenn wir nicht bald dort in Kost und Logis gehen würden, ganz bestimmt damit rechnen müßten, entlassen zu werden.

Auf diesen Schreck ließen wir uns von Jeeve - unserem Wirt - einen Schluck aus seiner Privatflasche geben. Nachher überlegten wir - Gustav und ich.. Wir kamen schließlich zu dem Entschluß, daß wir in einem freien Lande wären und uns keiner zwingen könnte, etwas zu tun, was wir nicht wollten. Wollen doch mal sehen. Wir bleiben hier bei Jeeve wohnen. Dem Wirt war unser Entschluß sehr angenehm und er opferte bereitwillig eine Privatflasche. Es wurde dann ganz wider Erwarten ein sehr schöner Abend.

Es kamen ein paar Regentage. Wir wurden auf unserem Gerüst naß, naß bis auf die Knochen, und gingen in einer Saustimmung nach Hause. Sogar Jeeves Whisky konnte unsere Laune nicht erheblich verbessern. Wir hatten von

der Arbeit so ziemlich die Schnauze voll. Trotzdem blieben wir lange auf. Es waren eine ganze Menge Gäste da und eine gute Gelegenheit, englisch zu lernen. Jeeve, der keine Hilfe hatte - seine Frau war ihm, wie er uns erzählt hatte, vor einiger Zeit weggelaufen - hatte sehr viel zu tun. Trotzdem er ziemlich schwitzte, freute er sich doch sehr über jeden Dollar, den er in die Registrierkasse tun konnte. Es war einige Tage vor Ultimo.

Kurz nach zwölf, als außer einem Gast nur noch Andy, Gustav und ich im Lokal waren, kam er zu mir - Gustav und Andy spielten gerade Billard - und fragte, ob ich nicht mit ihm nach Edmonton fahren wollte.

„Weißt du, das Geschäft geht nämlich nicht so recht. Ich will es aufgeben. Ich habe ein paar hundert Dollar. In Edmonton kaufe ich ein Auto und werde dann was anderes unternehmen, wozu ich einen guten Partner gebrauchen könnte. Mit euch ist hier bestimmt auch bald Schluß. Ihr werdet sicher in Kürze entlassen."

Trotzdem mir die Arbeit in der Sägemühle - da ich wieder Geld hatte - nicht mehr gefiel, mochte ich mich von Gustav nicht trennen und lehnte sein Angebot ab. Außerdem hatte ich letzten Sonntag im Athabaskafluß, an dem Whitecourt liegt, einen enormen Fisch gefangen. Das Jagdfieber war in mir wach geworden. Ich dachte, falls wir entlassen werden sollten, noch ein paar Wochen zu bleiben, um Fische zu fangen.

Jeeve war ohne Frage enttäuscht. Aber er sagte nichts weiter. Bald darauf gingen wir schlafen.

Eines Morgens, wir wollten gerade zur Arbeit gehen, sagte Jeeve zu uns, daß er einen Brief bekommen hätte, daß seine Großmutter gestorben sei. Er würde deshalb heute vormittag wegfahren. Die Reinemachefrau, die er täglich einige Stunden beschäftigte, würde unser Mittagessen kochen. Im übrigen sollten wir nach Feierabend das Lokal versorgen, wofür wir die Tage, die er wegbleiben müßte, nicht für unseren Aufenthalt bezahlen brauchten. Das ein-

genommene Geld sollte ich jeden Abend an mich nehmen. Wir waren sehr damit einverstanden und gingen vergnügt zur Arbeit. Es ging auch wie gewöhnlich alles gut. Der Boß konnte uns nicht überraschen. Wir entdeckten ihn stets, auch wenn er sich irgendwo listig verbarg. Kurz vor Feierabend kam er zu uns hin und sagte:
„Nachher geht ihr zum Büro und holt eure Schecks. Ihr seid entlassen."
Nachdem er weggegangen war, sagte ich:
„Gustav, siehst du, wir haben recht gehabt. Es ist tatsächlich ein freies Land. Wir brauchen nicht im Arbeiterlager zu wohnen. Wir können als freie Menschen gehen."
Im Restaurant ließen wir uns von der Reinemachefrau Bericht über die Ereignisse des Tages erstatten und übernahmen das Geschäft. Sie lieferte allerdings kaum zwei Dollar ab. Mir kam das verdächtig wenig vor. Aber schließlich brauchten wir Jeeve gegenüber ihre Tätigkeit nicht zu verantworten und dann war es auch ein armes Luder.
Nachher, wie wir so in unserer neuen Würde als Geschäftsführer hinter der Theke standen, kam uns, nein überwältigte uns die Erkenntnis, daß es eigentlich ein ungeheurer Glücksfall war, daß man uns entlassen hatte. Jetzt konnten wir erst richtig als Vertreter Jeeves auftreten. Gerührt nahmen wir einen kräftigen Schluck aus der Privatflasche.
Die Ladentür ging auf. Ein kleines Mädchen kam herein und verlangte ein Pfund Butter. Höflich nahm ich den Auftrag entgegen und schickte Gustav weg, um aus dem Eisschrank die verlangte Ware zu holen. Das Mädchen fragte, als ich ihr die Butter gab, was sie zu bezahlen hätte, worauf ich auf gut Glück - ich hatte keine Ahnung - anwortete:
„Einen Dollar."
Das Mädchen erstarrte vor Schreck und sah mich hilflos an. Ich merkte sofort, daß irgendetwas nicht stimmte und sagte: „Fünfzig Cent."

Dabei beobachtete ich genau, wie sie darauf reagieren würde. Anscheinend hatte ich immer noch nicht den richtigen Preis getroffen und verlangte deshalb kurz entschlossen - die Butter wollte ich unbedingt verkaufen, schon um mich vor Gustav nicht zu blamieren, der mich aufmerksam ansah - 25 Cent. Gott sei Dank lächelte das Mädchen nun freundlich und gab mir das verlangte Geld, worauf mein Selbstbewußtsein ein unerhörtes Format annahm. Später erfuhr ich von der Reinemachefrau, daß ein Pfund Butter gewöhnlich vierzig Cent kostet. Es war nur gut, daß Gustav noch nicht soviel englisch verstand. Nach vier Tagen hatten wir die vorhandenen Vorräte beinahe geräumt und warteten mit Ungeduld auf Jeeve, der mit dem Nachmittagszug kommen wollte. Da die Ankunft eines Zuges immerhin ein Ereignis für die town bedeutete, fand sich gewöhnlich die Einwohnerschaft auf dem Bahnhof ein. Mit Kunden für das Café war daher nicht zu rechnen. Wir schlossen also die Tür ab und gingen auch zur Station, um Jeeve zu empfangen.

Alle möglichen Leute stiegen aus, aber kein Jeeve. Enttäuscht gingen wir zurück ins Café. Gegen Abend kam dann ein Mann und brachte einen Brief für mich. Zitternd vor Neugierde riß ich den Umschlag auf. Auf einem feinen Leinenbogen stand, daß Jeeve infolge Erbschaftsregelung erst in einer Woche kommen könnte. Außerdem stand auf einem kleinen Extrazettel, daß er nie wieder zurückkommen würde und froh wäre, daß er mit dem Geld glücklich weg sei. Ferner riet uns Jeeve, so schnell wie möglich wegzufahren, da wir sonst eventuell von seinen Gläubigern haftbar gemacht würden. Andy wäre bei ihm und sie erwarteten uns beide dringendst in einem bestimmten roominghouse in der 22. Avenue. Aber, so schloß die Mitteilung, bringt alles eingenommene Geld mit. Als ich mich wieder gefaßt hatte, erzählte ich Gustav, was auf dem Zettel stand, worauf sich seine Stirn mit Sorgenfalten überzog. Es waren gerade keine Gäste im Lokal.

Wir schlossen daher ab, öffneten die letzte Privatflasche und hielten Kriegsrat.
Nach vielen „Wenn und Aber" entschlossen wir uns, die Stellung zu räumen und mit dem Zug, der am nächsten Tag nach Edmonton zurückfahren würde, abzuhauen. Auf keinen Fall wollten wir unsere mühsam verdienten Gelder in die Konkursmasse stecken. Auch hatten wir unsere Bestallung als Geschäftsführer von Jeeve und fühlten uns daher verpflichtet, das eingenommene Geld - über neunzig Dollar - nur an ihn abzuliefern.
„Wenn wir uns so verhalten, sind wir gedeckt. Was nachher Jeeve anfängt, kann uns vollkommen gleich sein", schloß Gustav.
Am nächsten Morgen zeigten wir der Reinemachefrau Jeeves Brief. Natürlich den, in dem Jeeve von der Erbschaft sprach. Darauf sage ich zu der Frau, daß wir heute nach Edmonton fahren würden. Wir könnten es uns nicht leisten - arbeitslos wie wir waren - noch länger hier herumzuliegen. Und schließlich wäre das hier nicht unser, sondern Jeeves Laden.
Der Frau leuchteten unsere Erklärungen auch ein. Nur fragte sie, was mit dem Café bis zu Jeeves Rückkehr geschehen sollte. Ich gab ihr den Auftrag, die Leitung des Lokals zu übernehmen, worauf sie sehr befriedigt war und uns eine gute Reise wünschte.
Gegen elf Uhr verabschiedeten wir uns von der Reinemachefrau. Wir schulterten unsere Rucksäcke, in denen wir die letzten 450 Zigaretten aus Jeeves Laden sowie einige Tafeln Schokolade vorsorglich als Reiseproviant mit uns führten und machten uns auf den Weg zum Bahnhof. Ungefährdet erreichten wir Edmonton. Dort mieteten wir uns in unserem alten roominghouse ein und gingen dann auftragsgemäß zur 22. Avenue, um die Gelder abzuliefern. Wen wir da nicht antrafen, war Jeeve. Vierzehn Tage verbrachten wir in der Stadt und gingen regelmäßig zum verabredeten Treffpunkt. Jeeve erschien aber nicht.

Schließlich wurde uns die Sache über. Unser Geld schmolz erheblich zusammen. Wie wir endlich eines Abends im beerparlour saßen, teilten wir einfach Jeeves neunzig Dollar. Zu unserer inneren Entlastung schworen wir uns, dem Jeeve, sollten wir ihn irgendwann mal treffen, ohne Zögern das Geld zurückzugeben. Gott sei Dank sahen wir ihn niemals wieder. Am nächsten Tag bezahlten wir unser Zimmer und machten uns auf den Weg in eine bessere Zukunft. Wir fuhren mit einer Straßenbahn bis zu der Endhaltestelle am Rande der Stadt, gingen auf der in die Prairie führenden Straße einen Kilometer weiter, setzten uns in den Straßengraben und warteten voll Hoffnung auf ein Auto, das uns mitnehmen würde. Dieser Art gelangten wir allmählich fast mühelos bis nach North Battleford.

Als wir da waren, wunderten wir uns sehr und wußten nicht recht, was wir machen sollten. Trotzdem blieben wir hartnäckig unserer besseren Zukunft auf der Spur und gelangten so nach Regina, Saskatoon, Winnipeg und Dutzenden anderen Orten. Es war eine schöne, hoffnungsvolle Zeit.

Noch immer rollen die Räder. Ich sitze auf dem Sitz des Treckers, verborgen durch die Plane. Ja, Gustav, es war eine schöne Zeit, eine Zeit, da wir noch hofften. Und warum hofften wir? Weil wir dumm waren, Gustav, hoffnungslos dumm. Bald wird der Zug in Calgary sein. Ich werde wieder bei der Heilsarmee schlafen. Damals haben wir gehofft, weil wir dumm waren. Heute sind wir schlau, sehr schlau und hoffen, erhoffen gar nichts mehr. Aber lachen haben wir gelernt, Gustav. Lachen!

Tage vergehen. Calgary! Heilsarmee. Edmonton! Lächelnde Erinnerung. Bauunternehmer war ich hier. Oh, der herrliche Brunnen. Wieder stehe ich auf dem Güterbahnhof in Calder. Red Paß!

Rollt nur ihr Räder, rollt. Prince George! Pacifik! Hungernd und frierend fährt auf schwankendem Zug ein Tramp durch die Nacht. Tyee! Fern, fern noch die Sil-

houette des großen Getreidespeichers Prince Rupert! Müde und abgespannt gehe ich durch die Straßen und suche Gustav. Finden werde ich ihn bestimmt. Stunden vergehen. Ich komme bei Clavey's vorbei. Irgendetwas zwingt mich hineinzugehen. Wie immer steht der dicke Clavey schwitzend hinter der Theke. An einigen Tischen wird Billard gespielt. Das übliche Bild. Doch da, auf der Bank in der Ecke, da sitzt Gustav.
Ich gehe hin und stoße ihn an. Gustav schaut auf, drückt mir die Hand und sagt:
„Komm, spielen wir eine Partie Billard."

ES GEHT NORDWÄRTS

umpf und stickig ist die Luft. Es ist unerträglich warm. Der Schweiß rinnt in Strömen. Man kann kaum atmen. Mechanisch handhabe ich die Schaufel. Dicht neben mir, kaum fünf Meter entfernt, arbeitet Gustav. Kaum kann ich ihn sehen. Die Augen schmerzen. Wir haben uns ein Taschentuch vor den Mund gebunden und atmen schwer und krampfhaft. Weizengranen, Staubflocken - unzählig - wirbeln in der Luft, kriechen in Nase, Augen, Mund und Ohren und machen uns das Leben, die Arbeit zur Hölle. Wie hatten wir heute morgen gejubelt. Wie immer in den letzten Wochen waren wir schon früh morgens zum Heuerbüro am Hafen gegangen. Trotz aller Enttäuschungen, aller Absagen sind wir hingegangen. Wir haben gespottet, gelacht und so dahin geredet. Wir waren fest davon überzeugt gewesen - wenigstens haben wir so getan - daß es wieder nichts sein würde. Trotzdem haben wir ganz tief innen, in einem versteckten Winkel unserer Herzen gehofft, Arbeit zu kriegen. Ja, wir haben gehofft, ganz inbrünstig gehofft, wie all die langen Wochen vorher. Und dann kam der Heuerbaas und sagte, daß er sofort vierzig Mann für den schwedischen Dampfer „Roxen" zum Weizenladen brauche.

Nun sind wir schon drei, vier Stunden tief untem im Laderaum des Schiffes bei der Arbeit. Unablässig, in nicht aufhörenden Strom rinnt, fällt durch die Ladeluke der

Weizen. Aus dem großen Getreidespeicher jagt ihn Preßluft durch lange eiserne Röhren hinein in das Schiff.
Tempo! Tempo! Arbeitet Kerls, wenn auch die Augen tränen und die Lungen schmerzen. Schön gleichmäßig, in die Ecken, in die entferntesten Winkel des Laderaums muß der Weizen verteilt werden.
Bis zu den Knien, bis zu den Hüften stehen wir bald im Weizen. Weizen! Brot für viele Tausende hungrige Menschen. Wir schippen und schippen. Einen Dollar und vierzig Cent erhalten wir für eine Stunde Arbeit. Dann können auch wir uns Brot kaufen und brauchen nicht mehr ausschließlich gekochten Fisch zu essen. Heilbutt und Lachs, die wir mit demütiger Miene an den Ausladestellen der Fischdampfer erbetteln. Einmal, da habe ich selbst das Fischausladen überwacht und stolz, als ob es gar nichts wäre, Fische verschenkt. Damals, wie ich noch auf dem „Foster" war.
Der Laderaum ist beinahe voll. Wir liegen nun ganz flach auf unseren Bäuchen und scharren, kratzen, verteilen den Weizen hübsch gleichmäßig in die Ecken. Mit unseren Rücken stoßen wir schon an die Deckplanken. Da endlich hört der Weizenstrom auf zu rinnen. Mühsam wühlen wir uns durch den Weizen durch zur Ladeluke. Die Arbeit ist beendet. Tief saugen sich die gemarterten Lungen voll mit frischer, würziger Seeluft.
Abends sitzen wir in unserer Bude, müde und zerschlagen. Auch müssen wir immer noch husten. Ganz schwarz sind unsere Taschentücher schon. Aber wir freuen uns doch, daß wir bei den vierzig Mann dabei sein durften. Jetzt haben wir wieder Geld und können uns den so lange entbehrten Tabak kaufen.
Eintönig, im ewigen Einerlei vergehen die Tage. Der Sommer nähert sich bedenklich seinem Ende. Es wird nun nicht mehr lange dauern und der Winter ist da. Da braucht man gute warme Sachen. Da gibt es überhaupt keine Arbeit. Da muß man Geld in der Tasche haben,

wenn man ohne Schaden ein neues Frühjahr erleben will. Wir aber haben nichts. Sorgenvoll haben wir hin und her überlegt, haben aber keinen Ausweg gefunden. Erst wollten wir in die Prairieprovinzen ziehen, um in der Ernte zu arbeiten. Aber in diesem Jahr gibt es keine Ernte und deshalb auch dort nichts zu verdienen. Die Farmer haben ihre ausgedörrten Felder verlassen und vermehren das Heer, das arbeitslose Heer, das mit hungrigen Mägen die Schienenstränge entlangzieht. Auf allen Frachtzügen sitzen hunderte armselige, ausgemergelte Gestalten, die, von einer vagen Hoffnung getrieben, hin und her ziehen, immer hin und her auf der aussichtslosen Jagd nach Arbeit. Tausende ziehen nach Vancouver. Tausende ziehen wieder nach Osten. Immer hin und her. Die Eisenbahnbulls sind machtlos.

Erschreckend groß ist auch die Zahl armseliger Gestalten geworden, die die Straßen, die Kaimauern von Prince Rupert bevölkern. Und bald, bald wird der Winter da sein. Wir sitzen unten am Hafen. Längst sind wir schon wieder beim gewohnten Speisezettel angelangt, auf dem stets und ständig „Fisch gekocht" steht. Wir haben immer noch keinen Ausweg gefunden. Auch mir, der ich sonst immer etwas gefunden habe, will kein rettender Gedanke kommen. Es ist zum Verzweifeln.

Mürrisch und böse schauen wir ins Wasser, auf dem verfaulte Apfelsinen und einige Kistenbretter schwimmen.

„Du", sagt da der Gustav, „hast du vorhin in der Stadt das Plakat gesehen?"

„Welches Plakat?"

„Na, bei Clavey hängt doch ein Plakat aus über den großen Boxkampf am nächsten Sonntag."

Klar, wie konnte ich so blöde sein und nicht daran denken. Der große Boxkampf! Die ganze Stadt spricht ja davon. Zerstreut werfe ich einen Stein nach einer der im Wasser treibenden Apfelsinen. Dann sagt Gustav:

„Früher habe ich auch mal geboxt. Weißt du, bei uns in

Ostpreußen. Wie Clavey mir sagte, wird noch für den zweiten Rahmenkampf ein Boxer gesucht. Eigentlich hätte ich Lust, mich zu melden."

Endlich gelingt es mir, eine Apfelsine zu treffen. Ich nicke zufrieden. Eigentlich ist Gustavs Idee gar nicht so schlecht. Richtig gesehen, hat sie sogar etwas für sich. Wenn er boxt, wird er doch sicher einige Freikarten bekommen. Dann kann ich auch den Boxkampf sehen. Aber warum Freikarten. Selbstverständlich werde ich Gustav bei seinem Kampf betreuen und alles, auch den Hauptkampf aus nächster Nähe ansehen können.

Wie dann schließlich Gustav berichtet, daß er für das Boxen auch Geld erhalten würde, werde ich nahezu zärtlich gestimmt und sage entschieden:

„Gustav, du boxt!"

Einträchtig gehen wir zusammen zu dem Veranstalter und melden Gustav an. Wenn Gustav gewinnt, wird er fünfzig Dollar bekommen. Aber auch wenn wir Pech haben und nicht den Sieg erringen können, gibts noch eine Entschädigung von immerhin zehn Dollar. Damit können wir, so sagt man uns, totsicher rechnen.

Zufrieden gehen wir nach Hause. Stundenlang erwägen wir dann in unserer Kochstube alle Möglichkeiten. Sachverständig schaue ich Gustavs Muskeln an. Er ist mit ganz anständigen Sachen bepackt. Neidlos erkenne ich dies an. Gustav lächelt geschmeichelt.

Schon im Einschlafen denke ich schnell daran, daß wir in vier Tagen wieder Geld haben werden und daß ich sicherlich noch aus Gustav einen berühmten Boxer machen werde. Ohne Frage hat die Boxerei eine Zukunft. Gene Tunney hat unheimlich viel Geld damit verdient. Plötzlich packt mich eine gräßliche Sorge. Hoffentlich wird der Gustav mir bloß nicht noch krank. Wenn er sich erkälten würde. Schnell entschlossen stehe ich auf, nehme meine Schlafdecke und breite sie vorsorglich über den

schon schlafenden Gustav. Auf alle Fälle muß ich ihm wenigstens bis zum Sonntag gesund erhalten.
Gustav ist nicht krank geworden. Es ist Sonntag mittag. Ich war schon sehr früh am Hafen gewesen und habe frischen Fisch besorgt. Jetzt koche ich das Mittagessen. Gustav liegt im Bett und steckt sich gerade unsere letzte Zigarette an. Er darf sie ganz allein aufrauchen. Heute ist sein Ehrentag und es hängt sehr viel von den nächsten Stunden ab. Nachher, wie wir unlustig uns mit gekochtem Fisch anfüllen, malen wir uns aus, was wir am Abend essen werden. Bestimmt keinen Fisch.
Endlich ist es Zeit. Gustav läßt noch einmal prüfend seine Muskeln spielen und dann gehen wir los.
Ich kann mich jetzt unmöglich um Gustav kümmern. In höchster Eile dränge ich mich durch die Stuhlreihen, um den Veranstalter zu suchen. Gustav wird gerade aus dem Ring getragen. Knapp zwei Minuten hat der Kampf gedauert. Schnell, ganz schnell muß ich versuchen, die zehn Dollar zu kassieren, denn Gustav ist dazu jetzt nicht fähig. Ich schwitze vor Aufregung.
Es ging alles gut. Ich habe das Geld und mache mich auf die Suche nach Gustav. Er ist schon aufgewacht und sitzt einsam und allein auf einem Stuhl in einem kahlen Zimmer. Gramdurchfurcht ist sein Gesicht.
Wie er mich so vergnügt ankommen sieht, steht er auf und fragt mit bebender Stimme:
„Hast du das Geld?"
„Ja, Gustav. Alles ist in Ordnung."
Nun wird auch Gustav wieder vergnügt und wir gehen. Zur Feier des Tages leisten wir uns ein Glas Bier. Gustav fragt, wie lange sein Kampf gedauert hätte.
„Kaum zwei Minuten."
Er denkt nach und sagt dann schließlich nach einer Weile zufrieden vor sich hin:
„Zwei Minuten für zehn Dollar. Das wäre ein Stunden-

lohn von dreihundert Dollar. Das ist ein Rekord. Niemals werde ich wieder soviel Geld verdienen."
Der Sonntag ist längst vorbei. Lange schon hat uns wieder der graue Alltag in seinen Krallen. Wie so oft hocken wir wieder am Hafen und blicken mit leeren Augen in das Wasser. Es ist alles wie sonst. Nur an Stelle der verfaulten Apfelsinen treiben jetzt einige Bananenschalen im Wasser herum.
Wenn wir auch das Boxgeld bis jetzt eisern aufgehoben haben, ist es doch klar, daß wir damit allein nicht durch den Winter kommen werden. Mit der Gelegenheitsarbeit am Hafen ist es auch endgültig vorbei, seitdem die Gewerkschaft der Schauerleute von unserer unorganisierten Existenz Kenntnis genommen hat. Fünfzig Dollar Eintrittsgeld verlangt man von uns. Idioten! Wenn wir fünfzig Dollar hätten, brauchten wir hier nicht auf Arbeit zu lauern.
Gustav meint endlich, nachdem wir viel überlegten, daß man irgendwohin zu einem Platz gehen müßte, wo keine Tramps hinkämen. Da würde sicher noch etwas zu machen sein. Aber wo soll man so einen Platz finden. Es ist ja alles überlaufen. Soweit wie die Schienenstränge gehen, wandert auch das Arbeitslosenheer. Und wo keine Schienenstränge sind, sind auch keine Menschen und keine Arbeit.
Ein Küstendampfer der „Canadian Pacific Steamships" dampft in den Hafen ein und nähert sich dem Pier. Schmuck und sauber sieht das Schiff aus.
Sein Aufenthalt dauert nicht lange. Einige Leute steigen aus. Zwei, drei neue Passagiere gehen an Bord. Die Trossen werden von den Pollern losgeworfen und weiter geht die Fahrt.
Wir fragen einen Schauermann, wohin das Schiff fährt. „Unalaska ist der nächste Hafen."
Wir sehen uns beide an. Man müßte irgendwo hingehen, wo das Arbeitslosenheer nicht hinkann. Alaska! Natürlich. Warum haben wir bisher nicht an Alaska gedacht.

Dorthin führen keine Schienenstränge. Und trotzdem wonnen dort Menschen. Da müßte eigentlich was zu machen sein. Alle Probleme sind gelöst. Wir werden nordwärts gehen — in den Winter hinein nach Norden.
„Was meinst du, Gustav?"
„Okay partner. Wir gehen nordwärts."
Bald haben wir festgestellt, daß in zwei Tagen ein Dampfer nach den Küstenplätzen im südlichen Alaska abfahren wird. Aber die Fahrt kostet bis zum nächsten Anlegeplatz Hyder (Alaska) schon 7.60 Dollar pro Kopf.
Bis spät in die Nacht hinein sitzen wir auf und überlegen, was zu machen ist. Das Geld reicht auf keinen Fall. Aber je aussichtsloser unser Bemühen erscheint, einen Ausweg zu finden, desto größer wird unsere Sehnsucht. Wir berauschen uns beinahe an dem Namen Hyder. Das Land Alaska lockt und lockt . Ganz unwesentlich und unbedeutend erscheint uns schon die Frage, ob man dort Arbeit bekommen kann. Wir denken nicht mehr an den Winter, an die Unwirtlichkeit des rauhen Nordlandes. Das ist uns alles gleich. Mit bebenden Lippen sprechen wir aus: „Alaska" und schmecken dabei ganz die Süße des lockenden Unbekannten.
Wir haben uns für das letzte Geld eine Fahrkarte gekauft. Da sie von Gustavs Geld erworben wurde, darf er rechtmäßig, unsere paar Habseli keiten auf dem Rücken, an Bord gehen. Ich stehe unten auf dem Dock und sehe zu, wie Gustav an Bord geht. Mit gleichgültiger Miene schlendere ich umher und warte auf eine Gelegenheit. Zwei Schauerleute sind dabei, einige Gepäckstücke an Bord zu schaffen. Ich gehe an den einen heran, gebe ihm eine Schachtel Zigaretten und sage, daß ich für ihn die Koffer aufs Schiff bringen werde. Er grinst mich an und sagt:
„Willst wohl einen kleinen Trip machen. Na, meinetwegen und good luck."
Unbehelligt gelange ich mit den Koffern auf Deck. Ein Steward ruft mir eine Kabinennummer zu. Ich bringe das

Zeug dahin und folge dann Gustav, der besorgt den Vorgang beobachtet, hinunter ins Zwischendeck. Dort krauche ich hinter einen Stapel Kisten und verberge mich auf einem Heizungsrohr. Gustav, der die Fahrkarte hat, lungert in der Nähe herum und paßt auf.

Das Schiff ist schon lange wieder unterwegs. Da es auf dem Heizungsrohr sehr warm ist und es einem mit der Zeit äußerst unbehaglich wird, tausche ich mit Gustav in einem günstigen Augenblick den Platz. Mit der Fahrkarte in der Tasche gehe ich dann an Deck, um frische Luft zu schnappen. Wir sind schon weit draußen im Pugetsund. Mit einmal werde ich angesprochen. Der Purser steht vor mir und fragt, wo ich an Bord gekommen bin.

„In Prince Rupert.'

„Ihre Fahrkarte?"

Ich zeige ihm das Ticket, worauf er mich dumm ansieht und schließlich, heftig mit dem Kopf schüttelnd, weggeht. Mir ist das egal, ob er sich wundert. Gegen den Beweis meiner Fahrkarte ist er machtlos.

Nach einigen Stunden löse ich wieder Gustav ab. Es klappt alles tadellos. Einige Male sehe ich noch den Purser, der sich immer noch wundert.

Eine Nacht ist vorbeigegangen. Wir haben wenig geschlafen und mächtigen Hunger. Der Dampfer nähert sich einer Küste und steuert in einen Fjord hinein. 150 Kilometer weiter, am Ende des Fjords, liegt unser Ziel, Hyder (Alaska).

Allmählich fangen wir an, uns Sorgen darüber zu machen, wie wir unbehelligt beide von Bord kommen werden.

Der Dampfer hat am Landungssteg von Hyder angelegt. Das Fallreep ist ausgeschwungen. Der Purser hat sich daneben aufgebaut. Die wenigen Passagiere stehen an der Reling. Keiner scheint aussteigen zu wollen. Ich gebe Gustav einen Schubs. Gustav zeigt dem Purser den Fahrschein und geht an Land. Ich möchte auch gern runter,

aber ich weiß nicht wie. Ich fange an den Purser zu hassen.
Einige Einheimische kommen an Bord. Nachdenklich sehe ich ihnen zu. Einer geht zu einem Steward und kauft sich eine Zeitung. Dann geht er wieder an Land. Mir dämmerts. Ich gehe auch hin und verlange von dem Steward eine „Vancouver Sun", bezahle meinen Nickel und schlendere ohne Hast dem Fallreep zu.
Ich bin schon halb vom Schiff runter, da hält der Purser mich an.
„Your ticket."
„Meinen Fahrschein? Ja, seit wann braucht man denn einen Fahrschein, wenn man sich eine Zeitung holt."
„Sie sind doch mit uns mitgekommen."
„Ich? Mensch, Du hast wohl einen Knall", sage ich. Dann rufe ich einem auf dem Dock stehenden Mann zu:
„Ich bin gleich mit der Zeitung da. Denk Dir bloß, Jimmy, der Purser glaubt, daß ich schon von Prince Rupert her an Bord bin. Verrückt, was?"
Darauf gehe ich, ohne mich um den maßlos verblüfften Purser weiter zu kümmern, ruhig an Land.
Hinter einem Lagerschuppen stoße ich auf Gustav. Wir verdrücken uns schnell und gehen in die town. Von weitem sehen wir, daß der Purser noch immer auf Deck steht. Wahrscheinlich denkt er nach.
Hyder ist ein blutiger Reinfall. Die ganze town nur einige armselige Pfahlbauten, die sich ängstlich an die hohen Felsen schmiegen, die steil aus dem Wasser aufragen. Hier ist nichts los. Eine Straße windet sich am Fuß der Berge den Fjord entlang. Grau und von Wolken verhangen ist der Himmel. In der Ferne sieht man verschwommen die Umrisse großer mächtiger Berge. Drei, vier Kilometer weit weg, an der Straße entlang sieht man manchmal durch die Nebelfetzen einzelne Häuser. Wir fragen jemand. Dort liegt auch eine town.
Uns gefällt die grau in grau getauchte Umgebung gar nicht.

Wir starren auf die Straße. Hunger haben wir, Hunger. Langsam fast mechanisch setzen wir Fuß vor Fuß. Es ist zum Kotzen.
Böse und verdrossen trotten wir die Straße entlang, die Straße, die von Hyder zu den Häusern in der Ferne führt.

Date Due

DEC 19 '59			
CIRC JL 9 '73			
DATE DUE APR 3 0 '91			
JUL 1 6 RETURN			

FC 3205-3 M43 1942
MATTHAEI LOTHAR
IRGENDWO DRUBEN IN KANADA

M1 40812752 HSS

000032659278

Matthaei 15.141.